

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Advokaten

[urn:nbn:de:bsz:31-339133](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339133)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Der Verirrte.

Ein Holzhauer, der am Flusse St. Jean arbeitete, verließ seine Hütte, die am Gesande dieses Flusses lag, und machte sich mit der Art auf der Schulter auf den Weg. Er ging auf das Moor zu, in welchem er schon mehrmals zuvor die Riesebäume, welche das zu dem Schiffsbau brauchbarste Holz liefern, gefällt und gehauen hatte.

Gerade zu der Zeit, in welcher man dieses Geschäfte am besten betreiben kann, bedecken häufig dicke Nebel die Gegend, so daß man kaum auf dreißig bis vierzig Schritte weit sehen kann; überdies bieten die Wälder so wenig Verschiedenheit dar, daß vielmehr jeder Baum nur das Seitenstück des andern zu seyn scheint. Der Rasen, wenn er nicht von der Sonne verbrannt wurde, wächst so hoch, daß ein Mann von mittlerer Größe nicht darüber wegsehen kann. Man muß daher mit viel Vorsicht vorwärts gehen, wenn man nicht, ohne es zu merken, den schmalen Pfad verlieren will. Die Schwierigkeit wird dadurch noch vermehrt, daß oft mehrere Fußwege sich kreuzen; und wenn alsdann der Wanderer mit der Gegend nicht ganz vertraut ist, so thut er am besten, wenn er anhält und sich auf den Boden legt, bis der Nebel vorüber ist. Unter diesen Umständen kommen die besten Holzhauer in Gefahr, auf eine Zeit lang vom Wege abzukommen, und ich erinnere mich, daß ich selbst mich so unvorsichtig in die Wälder hinein wagte, um ein angeschossenes Thier zu verfolgen, daß ich von dem gebahnten Wege sehr weit abkam. Der Holzhauer war mehrere Stunden lang fortgegangen, bis er endlich bemerkte, er müsse über den Ort, wo er gewöhnlich Halt machte, schon weit hinaus seyn. Zu seinem großen Schrecken schien ihm die Sonne, als der Nebel sich zertheilte, gerade in's Gesicht, so daß er nichts erkennen konnte.

Jung, kräftig und thätig, wie er war, bildete er sich ein, er sey ein wenig schneller als gewöhnlich gegangen und schon über den Ort hinausgekommen, den er erreichen wollte. Er kehrte daher der Sonne den Rücken zu und schlug, von einem kaum bemerkbaren Pfade geleitet, eine andere Richtung ein. Die Zeit verstrich und die Sonne setzte ihren Lauf fort.

Allmählig sank sie am Westen hinab, aber um ihn her blieb Alles in einen geheimnißvollen Nebel eingehüllt. Hundertjährige Bäume verschlangen über seinem Haupte ihre weiten Aeste. Das hohe Gras wurde immer dichter um ihn her; kein lebendes Wesen zeigte sich seinem Blicke; überall Ruhe und Stille; er glaubte sich in das traurige Land des Todes und der Vergessenheit versetzt, und er selbst irrte umher, wie eine einsame Seele, die im Reich der Schatten kein Wesen ihrer Gattung findet, mit dem sie verkehren könnte.

Die Lage eines in den Wäldern verirrten Menschen ist eine der traurigsten, die man sich denken kann; um davon eine Vorstellung zu haben, muß man selbst diese traurige Erfahrung gemacht haben. Anfangs glaubt man, die Gegenstände, welche man um sich her sieht, zu erkennen, und während man angstvoll nach andern sucht, um sich daran halten zu können, verirrt man sich mit jedem Schritte vorwärts noch mehr. So gieng es unserm Holzhauer. Die Sonne gieng mit jener röthlichen Farbe unter, welche für den andern Tag eine ungewöhnliche Hitze ankündigt; allmählig verschwanden ihre Strahlen und nur eine große feurige Scheibe blieb am Himmel zurück. Myriaden Insekten, über ihren Untergang erfreut, schwirrten mit ihren Flügeln durch die Luft; die Grösche kamen aus den Sümpfen hervor, in denen sie sich den Tag über verkrochen hatten; das Eichhörnchen zog sich in sein Loch zurück; der Rabe unter seinen nächstlichen Zweig und die raube Stimme des Reibers kündigte seine Rückkehr unter die Sumpfkrauter an. Bald ertönten die Wälder von dem Gekreisch der Eule, und der Wind, der durch den Wald zog, brachte kalte Thautropfen. Kein Strahl des Mondes warf sein Silberlicht auf diese düstere Scene. Der Verirrte warf sich auf die feuchte Erde nieder; er konnte seinen von Strapazen niedergedrückten Körper nicht weiter tragen. Das Gebet ist immer ein Trost für den Menschen in schwierigen und gefahrenvollen Lagen. Der Holzhauer wandte sich an Gott, bat für seine Familie um eine bessere Nacht, als er selbst vor sich hatte, und erwartete in fieberhafter Aufregung den Morgen.

Man erräth, daß sie ihm lange wurde

diese eiffige, einförmige Nacht; mit der Morgenröthe fiel der gewöhnliche Nebel jener Gegend. Der arme Mann erhob sich. Voll Traurigkeit machte er sich wieder auf den Weg, in der Hoffnung, einen Gegenstand zu finden, der ihm bekannt wäre, obgleich er kaum noch wußte, was er that. Jede Spur eines Fußpfades hatte er verloren; doch berechnete er, als die Sonne am Horizont erschien, die Tagesstunden, die er vor sich hatte, und eilte immer mehr, aus dem Walde hinauszukommen; aber vergebens war alle seine Hoffnung. Der Tag verging unter nutzlosen Versuchen, den Weg zu seiner Wohnung zu finden, und als auf's Neue die Nacht herankam, hatte der wachsende Schrecken, die Ermüdung, die Unruhe, der Hunger und Nervenschwäche ihn beinahe zur Verzweiflung gebracht; er erzählte mir, in diesem Augenblick habe er sich an die Brust geschlagen und die Haare ausgerauft. Hätten ihm nicht seine Eltern von früher Jugend an Frömmigkeit eingeplant, er hätte sein Daseyn versucht. In den Qualen des Hungers warf er sich zu Boden und aß die Wurzeln, die umher wuchsen. Diese zweite Nacht verdoppelte seine Schrecken und seine Angst. „Ich kannte meine Lage; ich war überzeugt, daß, wenn nicht der Allmächtige mir zur Hülfe käme, ich in dieser Wüste verschmachten müßte. Ich hatte einen Weg von mehr als fünfzig Meilen durchwandert, ohne einen Bach zu finden, in dem ich hätte meinen Durst löschen, oder auch nur die glühende Hitze meiner ausgetrockneten Lippen und meiner blutrothen Augen kühlen können. Ich wußte, daß ich des Todes war, wenn ich nicht eintige Tropfen Wasser fand. Meine Axt war meine einzige Waffe; es half mir daher nichts, daß eine kurze Strecke von mir Rehe und Bären sich herumbewegten, ich konnte nichts erlegen. Ich war mitten im Ueberfluß und konnte meinem leeren Magen nicht einen Mund voll Nahrung verschaffen. Bewahre Sie Gott davor, mein Herr, jemals auf eine solche Probe gestellt zu werden.“

Die gehäuften Entbehrungen nahmen ihm zuletzt die Erinnerungen an das Ausgestandene. „Endlich,“ so erzählte er, „hatte Gott Erbarmen mit mir, und ließ mich eine Schildkröte finden. Mit Erstaunen und Entzücken betrachtete ich sie; aber obwohl ich wußte, daß, wenn ich ihr langsam folgen wollte, sie mich zu einer Wasserquelle führen würde, so ließ mein Hunger und Durst doch nicht zu,

so lange zu warten, und erst dann ihr Fleisch zu verschlingen und ihr Blut zu schlürfen. Mit einem Streiche meiner Axt spaltete ich das Thier in zwei Theile, und nach Verlauf weniger Minuten war außer der Schale wenig mehr davon übrig. Wie dankte ich Gott für diese Beute, die er mir gnädig zugeführt hatte. Am Fuße einer Fichte sitzend, blickte ich zum Himmel auf; ich dachte an mein armes Weib und an meine Kinder; ich erneuete mein Dankgebet; weniger verzagt und vertrauensvoller als zuvor, war ich beinahe überzeugt, ich werde bald meinen Weg und dann mein Haus wieder finden.“ Der Verirrte blieb die ganze Nacht am Fuße dieses Baumes, unter dem er sein Mahl gehalten hatte. Durch einen guten Schlaf gestärkt, machte er sich wieder auf den Weg; die Sonne zeigte sich sehr strahlend, und der Holzhauer folgte der Richtung der Schatten. Indessen war er eben im Begriffe, auf's Neue der Verzweiflung Preis gegeben zu werden, als er im Grase ein Wiesel bemerkte. Er ließ seine erhobene Axt mit solcher Kraft auf das arme Thier fallen, daß es am ersten Streiche starb. Wie mit der Schildkröte, so machte er es auch mit diesem Thiere, von der er den größten Theil auf einmal aß. Dann setzte er seine, man kann kaum sagen, Reise wieder fort, denn obwohl im Besiz aller Sinne, besand er sich doch in einer weit verlegeneren Stellung als ein Hinkender, der in den Gränzen eines Gefängnisses herumtappet, dessen Thür er nicht erreicht.

Tage folgten auf Tage, Wochen auf Wochen, der Holzhauer nährte sich theils von süßen Nalmen, theils von Fröschen und Schlangen. Alles, was er auf seinem Wege aß, schien ihm ausgesucht; doch wurde er immer magerer und abgekehrter, bis daß er sich kaum mehr fortschleppen konnte. Dierzehnj Tage waren nach seiner Berechnung verflossen, als er das Ufer des Flusses erreichte. Seine Kleider hingen in Fetzen herab; seine Axt, einst so glänzend, war mit Rostflecken besät; Bart und Haupthaar schmutzig und in schrecklicher Verwirrung; sein Körper war ein wahres Skelett, von einer Haut bedeckt, die einem Pergament glich. Auf dem Sande ausgestreckt, erwartete er den Tod, als er durch die verwirrten Träume seiner fieberhaften Phantasie hindurch den Knirschschlag eines Bootes zu hören glaubte, das den stillen Fluß heraufkam. Er horcht,

aber der tröstende Laut erstirbt in der Ferne; es war wieder nur ein Traum, die letzte Täuschung der Hoffnung. Vielleicht war er eben daran, in den Todesschlaf zu sinken, als plötzlich ein neuer Ruder Schlag, deutlicher als der erste, ihn aus seiner Erstarrung weckte. Er lauschte so gierig, daß der Flug einer Mücke seinem Ohr nicht entgangen wäre; bald mischten sich menschliche Stimmen in diese Laute, die immer näher kamen. Das Herz des Unglücklichen hüpfte vor Freude; er findet noch so viel Kraft, um sich zu erheben. Gottes Auge sah den Armen knien am Ufer des breiten Flusses, der in den Strahlen der Sonne erglänzte, und bald sahen ihn auch die Augen der Menschen. Denn eben umsegelte das Boot einen mit Gesträuch bewachsenen Vorsprung, und näherte sich jetzt unter kräftigen Ruderschlägen. Der Verirrte stieß einen schwachen Schrei aus, einen Schrei der Freude und der Besorgniß. Die Ruderer halten und blicken umher. Ein zweiter noch schwächerer Schrei erreicht sie, und sie gewahren den, der sie ruft. Das Boot wendet sich dem Ufer zu; das Herz des Verirrten pocht fürmischer; sein Blick wird trüber, sein Kopf wendet sich, seine Brust hebt sich krampfhaft. Das Boot langt an, stößt an das Ufer, der Verirrte ist gerettet! —

Es ist keine Dichtung, was ich hier erzähle; es ist eine Thatfache, die ein Romanschreiber ohne Zweifel sehr schön hätte ausschmücken können; aber sie ist werth im einfachen Gewande der Wahrheit. Ich habe sie in der Hütte des Holzhauers aufgezeichnet, vier Jahre nach seinem traurigen Abenteuer; seine Frau und seine Kinder waren zugegen, und nie werde ich die Thränen vergessen, die ihren Augen entströmten, als sie, vielleicht zum zwanzigsten Mal, diese rührende Geschichte hörte.

Ich bemerke nur noch, daß die Entfernung zwischen der Hütte des Holzhauers und dem Walde, wohin er sich begeben wollte, nicht über 8 Meilen betrug, während das Ufer, an welchem man ihn fand, 38 Meilen von dieser Hütte entfernt lag. Berechnet man seinen Weg täglich auf 10 Meilen, so machte er einen Weg von wenigstens 400 Meilen. Er muß sich also immer im Kreise herumgedreht haben, wie dieses in solchen Fällen gewöhnlich ist. Es bedurfte der ganzen Stärke seiner Gesundheit und der erbar-

menden Hülfe Gottes, um ihn eine so schwere Probe bestehen zu lassen.

Das Brot.

Eine Helvetische Trauerscene.

(Mit einer Abbildung.)

Furchtbar hallete der Donner der Schlacht durch eines der schweizerischen Berggelände. Das Gewild im Walde flüchtete sich, verwirrt und ängstlich flatterten die Vögel umher und die Gemse und der Steinbock suchten Sicherheit in den unersteiglichsten Bergklüften. Erschrocken verließen die Thalbewohner, die sich nicht waffnen konnten, ihre Hütten, und flohen, vor dem nahenden Gerölle zitternd, ohne zu wissen wohin. Der wankende Greis, der lange die ruhige Wohnung seines Alters nicht verlassen hatte, trotz mühsam einen Bergsteig hinauf, und sank vor Ermattung dahin, ehe er seine sichere Ruhestätte zu erreichen vermochte. Den Säugling auf dem Rücken, und ein stammelndes Kind auf dem Arm, an der Rechten ein anderes führend, und die größern hinter sich her, suchten weinende Mütter einen Zufluchtsort auf, durch Angst und mütterliche Liebe getrieben; immer zurückblickend, ob die Schwachen auch zu folgen vermögen, oder ob der grimme Krieger sie schon erreicht habe. So flohen die jammernden Menschen, bald einzeln, bald heerdenweise, gleich den schüchternen Rehen vor den belenden Hunden, und überließen ihr friedliches Obdach der nachjagenden Raubgierde. Hinter ihnen knallten die Mordgeschosse, und wälzten ihren Donner zehnfach durch die fürchterlich wiederhallenden Gebirge hin. Wo sie sich umfahen, da stiegen Rauchwolken schwarz empor; und das Feuer, das über den Boden wie Vögel dahin strömte, ließ sie die Verwüstung ihrer Wohnplätze ahnen, und das Schicksal derer, die für Heerd und Freiheit kämpften: ihrer Söhne und Brüder und Satten und Väter. Verlassen waren die Dörfer, verlassen die Weiler und Höfe in den Thälern umher, und die genügsame Heide, die sich das ruhige Völkchen im langen Frieden erworben hatte. Aber hin und wieder lag noch ein Kranker oder ein Greis, vergessen und zu eigener Rettung zu ohnmächtig da. Der Feind drang

stehend vor, und rasete durch das bebende
Gelände. Hier krachte ein Haus, durch den
Blitz der Feuerflünde zertrümmert, zu-
sammen; dort stieg die grausame Flamme,
muthwillig durch einen Würbich entzündet,
gen Himmel; und wo Einsturz und Flamme
schonete, schonete der Unmensch nicht, der
Beute suchte, und mit kalter Bosheit ver-
wüstete, was er nicht forttragen konnte. In
dieser Lage bebrö da der Verlassene, und harrete
in gräßlicher Aussicht des Schicksals, das
ihm im allgemeinen Elende drohte.

Nabe an der Straße des Verderbens haus-
sete ein alter kranker Mann in einem einsa-
men Seitenthale. Seit drei Monaten lag er
in traurigem Zustande darnieder. Aber was
seine Seele ob dem Verluste der Freiheit litt,
den er ahnete, war mehr als das, was sein
abgelebter Körper von einer schmerzhaften
Krankheit erdulden mußte.

Er hatte seine Söhne zur Vertheidigung
des Landes ausgesandt. Sie waren schon
lange dazu gerüftet gewesen. Nur des leiden-
den Vaters hüßbedürftige Lage hatte noch
ihren Aufenthalt um ihn verlängert. Als die
Gefahr groß war, rief er sie zu sich her an
sein Bette. Stark richtete er sich auf, als
wenn der Gott, den er anbetete, ihm übers-
gewöhnliche Kräfte zu dieser Stunde aufges-
part hätte. „Meine Söhne, so sprach er,
eilet weg von eurem Vater und leistet dem
Vaterlande Hülfe. Laßt mich jetzt nur, ob ich
sterbe ist's eins. Aber das Vaterland bedarf
eurer, und wenn ihr meinen väterlichen Seg-
gen wollet, ehe ich hinausfahre, so eilt und
kämpft und helfet es retten!“

„Wir gehen, Vater, wir gehen!“

„So sei Gott mit euch und der Segen eu-
res sterbenden Vaters!“

Sie waffneten sich, und suchten den Feind.
Das Bild des segnenden Geistes begleitete
sie wie ein Schutzgeist, und hauchte ihnen
Muth der Helden ein.

Nur ein unbärtiger Knabe, die letzte Kraft
seines Alters, für den Kampf zu schwach,
blieb an seinem Bette stehen, und wartete
des auslöschenden Kranken.

„Bleibst du bei mir, mein Sohn?“

„Vater, ich bleibe. Noch kann ich die Waf-
fen nicht führen. Du entziehst mir doch dei-
nen Segen nicht?“

„Nein, mein Sohn, ich entziehe dir mei-
nen Segen nicht. Eitliche Jahre mehr, und
du würdest fechten wie deine Brüder.“

„Wer sollte dann deiner pflegen, mein
Vater?“

„Deine Mutter im Grabe. Sie hat mich
treu im Leben gepflegt, und bald werde ich
bei ihr wohnen!“

„Nun, mein Vater! Was ich dem Vaters
lande nicht seyn kann, das werde ich dir
seyn!“

Der Greis schwieg. Eine helle Thräne
glänzte ihm im Auge, und ein segnender Blick
ruhte auf dem Knaben. Er ließ sich nieder
und schloß einen ruhigen Schlummer.

Der Knabe blieb am Bette, und wachte
für den Vater, da er nicht für das Vaters-
land wachen konnte. Aber ruhig war sein
Herz nicht; es litt für beide.

Lange und sanft schlief der Alte; allein
sein Erwachen war schreckenvoll. Es war der
Morgen der unglücklichen Schlacht, die was
fliehen konnte vor sich her trieb. Ihr Lärm
drang durch das enge Thal bis in seine Hütte
und bis zu dem Lager, auf dem er eine lange
Nacht hindurch seiner Schmerzen vergessen
hatte. Das erste was er vernahm war das
schreckende Gemitter.

„Mein Sohn!“

„Hier bin ich, mein Vater!“

„Was hör' ich! Hörst du auch?“

„Ich hab' es schon lang von fernher ver-
nommen, indeß dein Auge geschlossen war.
Zuerst ein dumpfes Getöse, dann allmählich
deutlicher jeden einzelnen Knall, bis er laut
genug ward, dich aufzuwecken. Ich mußte
nicht, ob du je wieder aufwachen würdest.“

„So müssen unsere Männer geschlagen
seyn, und die Feinde siegen.“

„Sie müssen! Jammernd und athemlos
fliehen Welber und Kinder das Thal ent-
lang, und suchen versteckte Pfade zur Ret-
tung.“

„Herr, mein Gott! Laß mich nicht sehen,
wie man Ketten um mein Volk wirft!.....
Mein Sohn vergiß deiner nicht und rette dich
auch.“

„Ich dich verlassen, mein Vater?“

„Eile, verlaß mich, und rette dein Leben.
Ich bin ohnehin beinahe im Grabe; eine
Stunde früher oder später, mein Leben nützt
nichts mehr. Du bist jung, das deine ist kost-
bar; es kann noch einst dem Vaterland from-
men. Fort, mein Sohn! Fleuch! Mein Dank
folgt dir nach!“

„Hier, mein Vater, hier steh' ich, und
welche nicht! Dann soll Gott mich verlassen,

wenn ich dich auf deinem Sterbelager vers lassen kann!"

Mittlerweile kam der Lärm immer näher, und eine Bekannte schrie leuchtend zum Fenster hinein: Verbergt euch, sie kommen! — Dann floh sie einen Fußsteig hinauf, und verkroch sich im Dickicht.

Womit soll sich mein Vater, wenn sie uns berauben, ernähren? So dachte der Knabe, ergriff ein Brot und verbarg es. Er wollte fortfahren, aber schon drangen die Plünderer in das Haus, und raseten gräßlich um den Knaben und den leidenden Kranken her. „Dein Geld her, Alter! Her damit, sonst hast du ausgelebt! Heraus, Junge, gib was du hast, wenn dein Gehirn nicht über deinem Vater versprechen soll!“ So droheten sie, und hielten die Wehrlosen mit immer gezücktem Eisen in steter Todesangst hin, warfen den Knaben zu Boden, rissen des grauen Mannes Haupt bei seinen wenigen Silberhaaren empor, schlugen alles ein, stahlen was sie stehlen, richteten zu Grunde was sie zu Grunde richten konnten, und waren nahe daran, dem lebenden Alten das Haus ob dem Kopfe anzuzünden, und ihn darin lebendig zu verbrennen. Umsonst bat der Knabe für seinen Vater; umsonst bat der Greis für den Knaben. Was immer durch langgeübte Unmenschlichkeit Schreckendes ausgedacht werden konnte, verborgene Habe hervorzupressen, das wurde an ihnen mit elnem Grimm versucht, der die barbarische Härte des Wilden zurückließ. Einem Haufen folgte der andere nach, zu rauben, was jener noch übrig gelassen hatte; und neue Grausamkeiten wurden jedes Mal zur Erlangung dessen angewendet, was längst nicht mehr da war.

In ganzen Hause war alles Brauchbare verheert oder gestohlen; das einzige Brot nicht, es lag zu wohl verborgen.

Da drang eine frische hungerige Nothe herein, und wollte wenigstens etwas zu essen haben. Es war nichts mehr da, als Brot, zur Erhaltung des schwächenden Vaters aufgespart. Der neu geängstigte Knabe entschuldigte sich. Zornig schlugen sie ihn mit der Faust in's Gesicht; er ließ sich schlagen. Sie droheten ihm mit Säbel und Bajonett, Schuß und Kolbe; er gab das Brot nicht heraus. Eine Säbelklinge traf seinen Arm; er verzweihete es nicht. Ein Bajonettstich durchbohrt ihn den Schenkel, er blutete, und schwieg. Endlich wichen sie, um einen andern glücklichen aufzusuchen, den sie berauben könnten. Es waren die letzten, die das Haus betreten.

Der Knabe war schwer verwundet, und durch den Verlust seines Bluts, und sechsstündige Mißhandlung und Todesangst ungemein entkräftet. Sobald er sich aber freifand, sah er sich nach seinem Vater um, und fand ihn ohnmächtig auf den Boden hingeworfen. Er hob nur einige Lampen auf, die da in der Verwüstung herum lagen, um zur Noth seine Wunden zu verbinden, und schließlich mühsam nach der Quelle, holte Wasser in einer zerbrochenen Scherbe herein, und rief damit das Leben in seinem Vater zurück.

Dieser schlug matt seine verloschenen Augen auf, und nun glänzte die Freude wieder im Blicke des Jünglings, wie ein sanfter Mondstrahl durch den Nebel der Nacht.

„Vater, mein Vater, so lebst du noch?“

„Willkommen mein Sohn! Ich glaubte dich auf dieser Erde nicht wieder zu sehn. Aber du blutest?“

„Ein Paar Nize, ich habe sie schon besorgt. Laß dir wieder aufs Bett helfen, daß du ruhen kannst.“

Der treue Sohn, selbst fast einsinkend, wollte ihm hinaufhelfen, aber das Bett war nicht mehr. Er legte die zerstreuten Blätter des Laubfackes zurecht, half dem zerstückelten Alten mühsam darauf, und sammelte zerrissene Lappen zur Decke.

„Du hast lange nicht gegessen, mein Vater! Ein wenig Brot wird dich stärken.“

„Hast du noch Brot?“

„Ich habe Brot für dich.“

Der Knabe wankte immer kraftloser zur Hütte hinaus, überall hinspähend, ob er seinen verborgenen Schatz, den letzten Vorrath für seinen leidenden Vater, hervorsuchen dürfe. In der Nähe war es stille. Vorsichtig wagte er es, arbeitete mit mütter Hand ein Stückchen vom Laib ab, und verbarg ihn schnell wieder; schöpfte dann Wasser in seine Scherbe zum Tranke, und brachte beides dem Schwächenden aufs Lager. Dieser aß das in Wasser geweihte Brot, trank aus der Scherbe, und ward erquickt.

„Vergelte dir's Gott, mein Sohn, wenn die Zeit kommt, da er gute Thaten vergilt!“

„Er hat mir's vergolten, mein Vater, du warst gelabet.“

„Aber du bist blaß wie ein Leichnam. Ich auch,

rauben
s Hund
t, und
sech-
st uns
er frei
er und
linge
die
um zur
schlich
Wasser
und rief
ist.
Augen
oder im
Wunde
s?
be dich
über du
besorgt.
ruhen
stehend,
setz vor
er dich
einen Au
erzähle
Water!
ste zur
er seinen
nath für
ürste. Da
sagte er
rückten
wieder;
be zum
machtes
Wasser
be, und
wenn
a ver-
ter, du
s auch!



Das Brot.

und stärke dich, und pflege dein, daß ein Guter erhalten werde.“

„Ich gehorche dir.“

Der alte Vater wußte nicht, was sein Sohn litt, nicht, in welcher Gefahr derselbe schwebte. Sorgsam hatte es dieser vor ihm verborgen, und seine wenigen Kräfte über Bemühen angestrengt. Kaum war es ihm möglich noch ein Mal zur Quelle zu gelangen, seine Wunden zu waschen, mit Kräutern zu belegen, und wieder heimzukommen.

„Hofft du jetzt auch Brot gegessen, mein Sohn?“

„Ich habe einige essbare Gräser aufgesucht, und Wasser getrunken.“

„Und kein Brot?“

„Das ist für dich, mein Vater! Ich habe dir nichts mehr als dieses einzige Brot.“

„Und du hast nichts davon genossen?“

„Es ist für dich! Sollte ich wohl den letzten Bissen, der dein Leben fristen kann, vor dem Munde dir wegnehmen? Dir, mein Vater!“

„Es hat mein Leben zum letzten Mal erhalten, wenn du nicht mit issest.“

Also stritten sie beide. Die Ermattung machte dem Kampfe väterlicher Liebe ein Ende, und der Sohn aß nicht. Er betete sich auf der andern Seite der Kammer eine elende Streue zurecht, und legte sich athemlos hin.

Sie schlummerten beide die Nacht durch. Es war aber nicht der süße Schlummer der Ruhe, welcher Kraft und Leben über den schlafenden ausgleitete; es war der schwere Schlummer halber Ohnmacht, der bekieren auf den Körper fällt, wenn alle Kräfte der Natur versagen. Die Schrecken des Todes erneuerten sich im Fiebertraume wieder, und preßten ihnen den Angstschweiß in Tropfen aus dem leichenähnlichen Gerippe. Bald hörten sie das herannahende Gerummel des Kampfes, ins Jammergehul der stehenden Weiber und Kinder gemischt; bald sahen sie Horden von Unmenschen hereintoben, fühlten das blutige Gewehr an der Brust sich einbohren, und rangen von neuem mit der Angst, die der Wehrlose unter dem Eisen des Mörders fühlt. So wurden sie im schauervollen Traume gequält, bis sie ob ihrem eigenen Geschrei aufwachen. Dann heulte ihnen der Sturm, der aus der Tiefe des Berathals daher brausete, feucht durch's gesplitterte Fenster über ihr kaltes Lager, daß der Frost ihnen durch's innerste Mark fuhr, und gräßlich ihre klappenden Glieder schüttelte. Der

abgelebte Dulder tröstete sich mit der Stunde, die ihn bald von der Erde, auf der die Menschen nicht Menschen sind, erlösen und hinausbringen würde, wo die Seele nicht mehr umsonst nach Ruhe lechzet. Der Wunden zunehmender Schmerz war auch dem Knaben, dem kein ätzender Laue, womit er den Vater mühen konnte, entfuhr, ein willkommenes Bote des Todes. Aber — und mein leidender Vater? dachte dann der fromme Sohn. Und der Greis dachte des Knaben, nachdem er selbst heimgegangen wäre. Und beiden fiel's schwer auf die Seele, die sich so eben ihrer nahen Erlösung gefreuet hatte. Wenn dann das Gefühl zu peinigend war, so sank der bleierne Schlummer der Ohnmacht wieder drückend herab, und nahm ihnen das wache Bewußtsein, um sie von neuem in martrende Phantasien des Fiebertraumes zu wälzen.

Der Morgen trat spät und düster in's Thal, und schien über die allgemeine Zerstörung zu weinen.

„Vater, lebst du?“ sprach der Jüngling in unvermögender Anstrengung.

„Ja.“ kam ihm hohl die Stimme von der andern Wand entgegen.

Noch einmal raffte er den Rest seiner schwindelnden Kräfte zusammen, und kroch den Wänden nach zu dem Brote, seiner einzigen Hoffnung für den Urheber seines Lebens. Er trug es herein, denn er befürchtete, er möchte es nicht mehr zu holen vermögen; und lang war die Reise. Dann schleppte er sich zum Bache, und wusch seine Wunden, und trug seinem Vater unter äußerster Anstrengung einen Vorrath von etlichen Eshersben Wassers zu. Es war das einzige, was er ihm bringen konnte; aber die Engel sahen das Opfer, und segneten ihn.

„Ich nun, mein Vater!“ sprach er, und tauchte ihm Brot in's Wasser. „Dar's dir doch geteilt so wohl gethan!“

„Ja, mein Sohn, ich will essen; aus deiner Hand thut's mir wohl! aber du mußt es mit mir theilen. Du mußt, sonst verschmache ich, ehe ich's annehme!“

Der Knabe staunte und sann.

„Nun ja, mein Vater, ich theile mit dir. Laß dir's nun wohlthun!“

Jetzt nahm er ein Stück für sich, und kostete. Da aß der Vater.

„Mein Sohn (sprach der Greis in brechenber Stimme)! Ich gehe bald, ich fühle es, zu meiner Ruhe ein. Nimm das Brot! Noch

einmal deine Hand und deinen Mund, daß ich dich küsse! Mein Segen wird mit meinem Hauch hinübergehen auf deine Seele, und der Vater da oben, der dein Herz kennet, wird das Gebet um Vergeltung für dich, das letzte Flehen seines sterbenden Rachedes hören!"

Der Knabe küßte den Vater, und drückte ihm sanft die Hand, und ließ eine kindliche Thräne auf dessen sinkendes Antlitz fallen. Er schwieg. Der Vater da oben hörte sein Schweigen.

Am zweiten Morgen kam einer der Söhne zurück, die gegen den Feind gekämpft hatten; der andere kam nicht wieder, er war mit der Freiheit gefallen. Der da wieder kam, fand den Greis mit gefalteten starren Händen; ruhigen Frieden in den Zügen des Schmerzes gemischt, den erloschenen Blick zum Vater droben gerichtet. Sein Geist war heimgegangen, und der letzte Schlaf hatte dessen Hülle im Gebet umarmt. Das Brot, das ihm durch die Wunden des Jüngsten gerettet war, lag neben ihm. Gegen ihm über schlummerte der vollendete Knabe, als ein Opfer kindlicher Liebe verblutet; und der Dissen, den er zur Veruhigung seines bittenden Vaters abgebrochen hatte, war unangetastet an seiner Seite.

Der Brand in Hamburg.

Von den ungeheuern Verwüstungen, welche in den sechs ersten Monaten des verhängnißvollen Jahres 1842 über Europa und andere Welttheile ausgebrochen, und die genaantes Jahr als eines der verderblichsten in die Bücher der Geschichte aufzeichnen werden, glaubt der Bote die Schilderung des Brandes von Hamburg seinen geneigten Lesern mittheilen zu müssen; eines Brandes, der in seinem Beginnen ziemlich unbedeutend, in seinen Fortschritten schrecklich und in seiner Wuth namenlos genannt zu werden verdient.

Hamburg ist, wie die Leser wohl wissen, eine der ersten Handelsstädte Europa's und verdankt wie man behauptet seine Entstehung Karl dem Großen, der hier einen Waffenplatz gegen die benachbarten heidnischen Völker anlegte. Sie liegt 18 Meilen von der Mündung der Elbe an dem rechten Ufer dieses Flusses in einer Ebene, und hat 121,000 Einwohner.

Donnerstag den 5. Mai, etwa eine Stunde nach Mitternacht hallten von Hamburgs Thürmen die dumpfen traurigen Töne der Sturmglocke; die Wächter durchweilten die Gassen mit dem Rufe: „Es brennt in der Deichstraße! Man ist nicht gewiß bei wem das Feuer ausgebrochen sey, ob bei einem Garrenfabrikanten, oder bei einem Tischler oder auf einem Speicher. Das Feuer schien Anfangs unbedeutend zu seyn, doch als die Flammen einen nahen Speicher ergriffen hatten, welcher mehrere hundert Risten Schellack enthielt, ahnete man Gefahr. Gegen dieses Harz, gegen Steinkohlen und Steinkohlentheer in einem nahen Gebäude, war Wasser eine nutzlose Waffe. Mit Ansbruch des Tages stand schon ein großer Theil der Deichstraße auf beiden Seiten in Flammen, die sich den massiven Häusern eines durch einen schmalen Canal von dem Feuer getrennten Marktes mittheilten. Nun wurden die Kräfte der Löschenen getheilt. Die Schiffspritzen konnten nicht mehr gebraucht werden, da brennendes Del und Spiritus aus den Speichern in den Canal floß und die Trümmer eingestürzter Gebäude ihn unfahrbar machten. Schon vor Mittag loderten die Flammen der Häuser des Hopfenmarktes, und dies war eine schlimme Nachtung; denn die daselbst befindlichen Fleischerstände boten eine Menge ausgebröckten Holzwerkes dar und beeagten den Markt rings um bis zur Breite einer mäßigen Straße. Die hohen Häuser, meist sehr enge, waren mit vielen Waaren angefüllt, und von hier aus war nur noch eine Verbindung mit dem ebenfals brennenden Ködningsmarkte möglich. Das Schlimmste war die Nähe der Nikolikirche, deren Thurm, falls er sich entzünden würde, von verderblichen Folgen seyn mußte. Man nahm jetzt seine Zuflucht zum Sprengen der Gebäude. Allein gegen 1 Uhr gewahrte man an der Kuppel des Thurmes den ersten Rauch, dem bald die helle Flamme folgte.

Nun folgte ein Abschnitt schrecklicher Ereignisse. Die zum Himmel prasselnden Flammen, die gierig züngelnd an den Dächern und Firnen der Häuser leckten, der weit schallende Einbruch der Gebäude, alles verkündete den Sieg des Elementes über den Menschen. Nun war man bloß noch bedacht das nackte Leben zu retten, Hab und Gut hatte keinen Reiz mehr. Um 3 Uhr Nachmitts

tags hatte das Feuer den ganzen Thurm ergriffen und von der Hitze in Bewegung gesetzt, läutete das Glockenspiel in entsetzlichen Tönen. Gegen 5 Uhr stürzte er ein und begrub eine unbekannte Zahl Menschen unter seinen Trümmern. Und nun bildete sich in dem Mauerwerk der Kirche gleichsam ein Kessel, worin die Gluth sich mischte, die Hamburg verzehren sollte. Nicht Funken, sondern Flammenbalken flogen durch die Lüfte und zündeten unrettbar. Nicht mehr nach Häusern, nein nach Gassen ließ sich der Brand berechnen und am Abend leuchtete die Lohc von einem ganzen Quartier zum Himmel auf und verbreitete Tageshelle meilenweit. In der Nacht auf den brennenden elf Straßen, und zwar solche, wo sich eine betriebsame Bevölkerung angesiedelt hatte. Ungeheure Vorräthe an Waaren aller Art, und große Bijouteriehandlungen wurden vernichtet. Nun beschloß der Rath durch Sprengen und Niederschleßen von Häusern dem Feuer zu wehren. Gegen das Rathhaus donnerten die Kanonen, der alte Bau stürzte ein.

Die Bank deren Geldkeller man zu rechter Zeit unter Wasser gesetzt hatte, war am Morgen des 6ten vom Feuer verzehrt. Von jetzt an war bloß noch Rettung vom Himmel zu erwarten. Der Feuerstrom stürzte sich aus der Hörsenhalle, dem Rathhause und mehreren Waarenmagazinen, zündete bald hier, bald dort, übersprang freie Plätze und hundert Fuß breite Canäle. Am nächsten Morgen nahm das Feuer schon eine Quasdratviertelstunde ein und war Mittags um das Doppelte groß.

Um das Stadthaus und das Stadtpostamt zu retten, mußten ebenfalls mehrere Gebäude gesprengt werden. Viele Menschen fanden bei dem Einsturz eines Gebäudes den Tod. Unaushaltsam drang das Feuer nördlich und entzündete im Nu mehrere Straßen und näherte sich so der weltberühmten Promenade Hamburgs, Jungfernstieg genannt. Es war diese Promenade über 2000 Fuß lang und der Weg zog sich mit zwei Reihen Linden besetzt längs des Alsterbaches hin. Hier war alles Herrliche zu sehen, die Gasthöfe ersten Ranges wie Streits Hotel, alte Stadt London, Hotel de Russie, de Paris, Delvedere u. s. w. mit ihren Sälen und Inventar, Millionen an Werth. Alles, Alles ist verschwunden; was nicht ein Raub der

Flammen wurde, stürzte unter der fürchterlichsten Kanonade ein; denn, um dem Feuer Einhalt zu thun, beschloß der Senat, bevor er die ausübende Gewalt in die Hände eines einzigen, des Senators Hutwaker, legte, die dem Feuer zunächst liegende Straße zu vernichten. So wurde auf dieser Seite den 6. Mai, um 10 Uhr Abends, dem Feuer ein Ziel gesetzt. Aber der Feuerstrom, der an eben dem Tage hüllich seine Richtung genommen hatte, wüthete bald in mehreren Straßen. Vergebens donnerten die Kanonen gegen die Häuser, welche die Petrifirche umgaben, vergebens sprengte man das herrliche Thurns und Tapische Posthaus, grimmig wüthete das Element und ein Feuermeer, wie Menschenaugen noch wenig gesehen, umgab in der Nacht vom 6ten auf den 7ten die Petrifirche. Der letzte Hoffungsstrahl floh aus jeder Seele, denn seit 36 Stunden zog Trostlosigkeit durch die Stadt, und es schien als hätte die Vorsehung beschlossen Hamburg von der Erde zu vertilgen. Ganz fern von der Brandstätte räumte man die Häuser und 50.000 obdachlose Menschen flohen nach den Vorstädten und Landstraßen. Das Elend stieg von Stunde zu Stunde; der Hunger und die kalte Nacht raubten dem Körper die letzte Kraft, Wahnsinn und Wuth bemächtigten sich der Massen.

Den 7. Mai, um 9 Uhr Morgens, fieng der Petriethurm Feuer, und schon nach einer Stunde senkte sich die 416 Fuß hohe Pyramide, eines der herrlichsten Werke der Architektur. Das Glockenspiel des Thurmes spielte während des Brandes die Melodie: „Gott in der Höh' allein sey Ehr!“ Was in der nächsten Umgebung der Kirche bis jetzt verschont blieb, stand bald in Flammen. Sehr bedroht wurde die Altstadt, welche man den Hauptnerv des Hamburger Geschäftes nennen könnte, und das Jakobikirchspiel worin theilweise die Dürftigen in schlecht gebauten Häusern eng zusammen gedrängt wohnten. Zu dem Entsetzlichen gesellte sich noch das Geräusch, welches bei dem gemeinen Manne Aufnahme fand „mordbrennerische Hände suchen das Feuer durch die ganze Stadt zu verbreiten.“ Ein Aufstand konnte nur durch Militärmacht und einer schnell, aus freiwilligen Bürgern, errichteten Polizei gedämpft werden. Zahlreiche Patrouillen durchzogen die Stadt nach allen Richtungen; und sogar Frauen aus dem Volke schützten mit Knit-

eeln bewaffnet die Behausungen vor Diebs-
gefindel.

Nun hlang alles von der Hemmung des
Feuers in südöstlicher Richtung ab; ein
furchtbarer Südweststurm vereinfachte die
Aufgabe und der heldenmüthigen Anstren-
gung einer Spritze die vom englische
Schiffvolke bedient wurde, gelang es zwis-
schen dem 7. und 8. Mai den gegen den
Fischmarkt wälzenden Flammen ein Ziel zu
setzen, und so wurde das Schulgebäude geret-
tet, das nicht nur eine unersehbliche Biblio-
thek, sondern auch wissenschaftliche Samm-
lungen, die durch mehrere hundert Hand-
werker schon in den Keller gebracht worden
waren, enthielt.

Inzwischen rückten die Feuermassen von
einer andern Seite gegen den Jakobithurm.
Es drang die Zuchthausstraße hinunter,
verzehrte die Gefängnisse, aus denen man
die Verbrecher bereits entfernt und sie auf
Schiffe gebracht hatte, verbreitete sich zur
Seite durch die Paulstraße, die 1808 und
1809 gebaut wurde und meist sehr schöne
Häuser enthielt, und von da nach dem Pferd-
demarkt und dem Holzdamme; die eingä-
scherten Häuser dieser beiden Quartiere ge-
hörten zu den schönsten der Stadt. Der Jakos-
bithurm liegt fast unmittelbar über dem
Pferdemarkt; wieder mußte Sprengen und
Niederschließen helfen und unter furchtba-
rem Krachen stürzten in wenigen Stunden
die Häuser an drei Seiten des großen Plas-
zes in Trümmer.

So war Hamburgs furchtbarste Nacht
hereingebrochen; eine Nacht heller leuch-
tend als der Tag. Von der ungeheuern
Brandstätte schlug die Lohe zum düstern,
stürmischen Himmel; 30 bis 40 Stunden
weit sah man den Lichtschein, und 10 Stun-
den weit schweberte der Brand seine zernich-
tenden Stoffe. Zum dritten, aber auch zum
letzten Male näherte sich das Unglück dem
Jakobithurm. Von der Zuchthausstraße
ward das Feuer vom Sturme nördlich ge-
trieben, und selbst eine gewaltige Wasser-
kunst mit einem ungeheuern Bassin wurde
von der Blut verzehrt. Das 1830 vollendete
Detentionshaus (Drillhaus), viele Fabrik-
gebäude, ganze Straßen, die Gertruden-
kapelle, eines der ältesten Gotteshäuser
der Stadt, brannten nieder, und so wurde
der verschonte Theil der Altstadt neuerdings
bedroht! Da erbarmte sich Gott der hart

geprüften Stadt, und sandte einen heftigen,
heilbringenden Regen vom Himmel, der
aus den Wolken niedersirömte und jeder
Gefahr des weitem Vordringens der Flams-
men ein Ende machte. Hier also half nur
Gottes Hand; auf einer andern Seite hat
sich die menschliche Kraft eines Sieges zu
rühmen. Die im Dezember 1841 eingeweihte
Börse stand mitten in den Flammen. Schwes-
res Geschütz vernichtete in weitem Umkreise
alle Gebäude, darauf überhng man den
stolzen Bau mit wollenen Decken, und 40
Spritzen erhielten diese fast drei Tage unun-
terbrochen naß. Der Edle, der dieses herr-
liche Gebäude von der Zersörung bewahrte,
steht in Gefahr den Gebrauch seiner Füße
zu verlieren, deren Sohlen fast gebraten
wurden.

Das furchtbare Element hat ausgehohlet!
und die Geschichte weiß nichts von einem
ähnlichen Ereignisse. Der Brand von Lon-
don, vor 200 Jahren, fiel in eine Zeit, wo
die Löschanstalten auf niedriger Stufe stan-
den. Er verzehrte viele Häuser, aber nicht
so viel Reichthum in ihnen. Der Brand von
Moskau betraf eine hölzerne, längst von den
Bewohnern geräumte Stadt. Die Zahl der
umgekommenen Menschen ist verhältniß-
mäßig gering, vielleicht keine hundert; un-
ermesslich aber der Schade an verbrannten
Gebäuden, Mobiliar und Waaren. Allein
auf 65 Millionen Franken beläuft sich die
Versicherungssumme für den Grundstücke-
werth der eingäscherten 2363 Häuser und
Speicher, und auf 400 Millionen Fran-
ken, bei mäßiger Schätzung, die Beute des
Feuers.

Der wegebrannte Theil der Stadt nahm
ein Drittel ihres Flächenraumes ein, und die
Stelle, welche Hamburgs Wiege hieß, ist
ausgebrannt. Menschen haben für die helm-
gesuchte Stadt gethan, was sie konnten,
und der Ewige zog schon zur Stunde, als
die Flamme erstarb, den Regenbogen über
sie, zum Zeichen seiner Gnade.

Aber nicht nur über Hamburg sendete der
Herr seine Feuerblüthen; auch die Eisens-
bahn von Paris nach Versailles bot, eben
als in Hamburg das Element ausgewü-
thet hatte, ein gräßliches Schauspiel, und
Bräute, Greise, Kinder fanden einen schreck-
lichen Tod; und noch meint Frankreichs
Genius über der Urne Dumont d'Urville's,
des Welikumseglers, der mit Gattin und

Kind lebendig babel verbrannte. Auch Amerika gedenket des schrecklichen Nalles 1842. Cap Haitien, eine auf der Nordküste von Haiti oder St. Domingo gelegene schöne Stadt, mit Hafen, bedeutendem Handel und 8000 Einwohneru wurde durch ein Erdbeben zerstört.

Emille de Bergu.

(Eine Geistergeschichte.)

Mit einer Abbildung.

Eine Badegesellschaft hatte bei einbrechender Nacht einen Spaziergang in einen Fichtenwald gemacht. Leise rauschten die Tritte im Grase, plötzlich schauderten alle zusammen, eine Schaar schwarze geflügelter Raben fuhr auf und umkreiste den sonst sichern Horst. — „Man sagt, die Raben wären Geister, sing ein alter Herr neckend an; erschrecken Sie nicht darum so sehr vor ihnen, schöne Nachbarin! — Seyen Sie still davon sagte die angeredete junge Dame. — Nein, nein, riefen mehrere Stimmen, erzählen Sie eine von ihren Gespenstergeschichten. — Mir ist nie eine begegnet, antwortete er halb traurig; aber was mir jetzt einfällt ist eben keine Gespenstergeschichte, aber,“ — er stockte, darauf setzte er mit zitternder Stimme hinzu: „Vielleicht eine wahre.“ Auf vieles Zureden begann er endlich:

„Ich hatte einen Freund, der sich als kleines Kind durch die Entdeckung eines Verbrechens in seiner Vaterstadt bekannt gemacht hatte. Scheinbar zufällige Reden des Kindes führten die Richter auf eine Spur, welche sie ohne dasselbe vielleicht nie gefunden hätten. Das Kind plauderte nichts Gesehenes oder Erfahrenes aus, sondern theilte entweder bloß zufällig, oder durch eine seltsam magnetische Gabe das bildlich mit, was wirklich geschehen war.

„Der Knabe wuchs zum Jüngling heran, und auf der Universität machte ich dessen Bekanntschaft. Ich hatte von der frühern Begebenheit seines Lebens gehört, und ersahnte ihrer in seiner Gegenwart.

„Ehorheit, entgegnete er mir, ich bin mit dem Ammenmärchen genug gequält worden. Laß mich damit zufrieden. Und nie wieder wurde davon gesprochen. Familiensverhältniss liefen ihn nach Schweden, wo er die Bekanntschaft eines Grafen Drenstierna

machte, den seines hohen Ranges und seines bedeutenden Vermögens ungeachtet, nichts vermochte in die Residenz zu ziehen. Dieses machte er auf die edelste Art gelten; seine Bauern segneten ihn, und öffentliche Anstalten unterstützte er aufs Ungezähligste. Meines Freundes Versuch, den Grafen in den Kreis der Gesellschaft und der Geschäfte zu ziehen, blieben fruchtlos; dagegen lud jener diesen ein in der schönen Jahreszeit ihn auf seinen Gütern zu besuchen. Ich — mein Freund wollte ich sagen, fuhr der alte Herr fort, folgte der Einladung, und wurde aufs Herzlichste empfangen. Ermüdet legte sich Theobald (so will ich von nun an meinen Freund nennen), zu Bette, und erwachte mit einem wüsten Kopfe. Wie ist mir, sagte er zu sich selbst, beunruhigt mich vielleicht mein Traum, der bloß ein leerer Schall ist; denn so viel ich mich besinne, habe ich nichts geträumt als „Emille de Bergu.“ Bei diesen Worten stieg er aus dem Bette, trat auf etwas hartes, hob es auf. Es war ein Ring, in dessen innerm Umfresse er mit Entsetzen Emille de Bergu las. Ein Schauer durchzog seine Seele. Unbeweglich stand er eine Weile, als habe er Belfazers Wandschrift gelesen. Endlich beruhigte er sich in dem trostvollen Gedanken seiner Unschuld. Er steckte den Ring ein, und nahm sich vor, den Grafen darüber zu befragen. Dies that er im Laufe des Tages. Des Grafen Gesicht überzog eine tiefe Röthe. Ich habe sie früher gesehen, in Stockholm, wenn ich nicht irre, antwortete er schneidend, und verließ ihn bald darauf unter einem unbedeutenden Vorwande. Von diesem Augenblick an blieb der Graf kalt und einsilbig. Theobald fühlte, daß seine Gegenwart dem Grafen lästig war und nahm Abschied. Er ließ ihn kalt ziehen. Von Stockholm aus schrieb mein Freund nochmals an Drenstierna; aber sein Brief blieb unbeantwortet. Ein Jahr darauf erfuhr er, daß der Graf von einer Reise ins nördliche Schweden nicht wiedergekehrt, daß er spurlos verschwunden sey.

„Es mochten zwei Jahre vergangen seyn, als Theobald eine Geschäftsreise in das nördliche Schweden rief. Die Jahreszeit war rauh, die Wege schlecht. Kurze Tagereisen und seltene Nachtquartiere zwangen ihn oft die Gastfreilichkeit fremder Gutsbesitzer in Anspruch zu nehmen. So kam er einst spät Abends in das Schloß eines Edelmannes,

Kinns
nicht
Dies
gellen;
sch
sichte.
fen in
schäfte
yenee
in auf
me i n
er alte
wurde
legte
m mei
wächte
ngte er
mein
denn
es ges
viele n
uf ers
King,
stegen
chion
Beile,
esen.
vollen
den
rafen
ange
eine
hen,
mors
dars
ande,
Braf
seine
nahm
stalt
is an
eoms
der
ymes
vats

ten,
das
emor
ren
oft
die
spät
red,



Emile de Vergy.

und wurde von ihm und von dessen schönen und liebenswürdigen Frau gefällig aufgenommen. Man wies ihm ein geräumiges Zimmer in einem der Flügel des Schlosses an. Er legte sich bald schlafen, und vergaß dem armen Hündchen, das ihn nie verließ, einen Platz zu den Füßen seines warmen Bettes. Er schlief fest, da weckte ihn das Bellen des Hundes. Willst du schwelgen, unruhiger Geselle! rief er. Das Thier aber behielt immer ängstlicher, und bald gleng seine Stimme in klägliches Geheul über. Er nahm es zu sich ins Bett, wo es schwieg. Da hörte Theobald plötzlich einen Laut, als ob das reinste Glas angeschlagen werde. — Seine Augen starrten im Zimmer umher, tiefe, gleichförmige Dunkelheit war darin verbreitet. Der Laut erhob sich zum zweiten, zum dritten Male gleich klar, gleich klingend und dicht neben ihm. Sein Innerstes wurde erschüttert. Er sprang auf, stürzte ans Fenster, riß es auf; eine kalte Nachtluft strömte mit dem schönsten Mondschein herein, der das Zimmer erleuchtete. Es war leer, die Thüre fest verschlossen. Noch einmal trat er ans Fenster. Draußen lag sie still und groß wie immer, die ewige Natur, sinnend im Mantel der Nacht, ihre Stirne verklärt vom Glanze des Mondlichtes, wie von hohen Gedanken. Er wurde ruhig, legte sich nieder und schlief fort bis an den Morgen. Seine Wirthe beredeten ihn noch einen Tag zu bleiben. Er folgte der Einladung. Kurz vor dem Schlafengehen präsentirte man ihm ein Glas Zuckerwasser. Als er den Zucker aus der silbernen Dose nehmen wollte, lag er auf deren Deckel den Namen Emilie de Bergo. Er sprach ihn laut verwundert aus. „Mein Mädchenname, sagte die Wirthin leicht, kennen Sie mich? — Ich entsinne mich nicht, Sie früher gesehen zu haben.“ Die Aehnlichkeit des Namens mit etwem andern, hat mich betroffen gemacht, entgegnete Theobald,“ und eilte darauf in sein Zimmer. Nicht ohne Schauder betrat er es; er zog sich aus, untersuchte das Zimmer sorgfältig, verschloß die Thüre, lud seine Pistolen, ließ die Laden offen, das Licht brennen und schlief ein. Er träumte unruhig. Plötzlich glaubte er von einem Lärm zu erwachen, leise öffnete sich die Thüre seines Zimmers, sein Wirth trat ein, in der Linken ein Licht haltend, mit dem er Alles untersuchte; seine Augen fielen auf ihn;

er sah ob er fest schlafe, trat darauf näher, setzte das Licht auf den Tisch, näherte sich dem Bette, einen Nagel und einen Hammer in der Hand. Mein Freund wollte aufspringen und die Pistolen ergreifen; er lag regungslos; da mußte er sehen wie der Wirth den Nagel an seine Schläfe setzte und die Hand mit dem Hammer darauf erhob, um einen starken Schlag zu thun. Ein lauter Schrei entfuhr Theobalden, seine Augen öffneten sich, die Morgensonne beschien heiter sein Zimmer... es war ein Traum gewesen! Er fühlte sich tief erschüttert, und als er im Laufe des Tages vor dem Wirth des Namens Drensterna erwähnte, ward derselbe blaß und verließ unter scheinbarem Vorwande das Zimmer. „Nennen Sie diesen Namen nicht wieder vor meinem Manne, sprach die Hauswirthin; denn der Graf hielt um meine Hand an, die ihm mein Vormund versagte; und deshalb ist er ihm gram geworden.“

„Theobald gleng diesmal früh zu Bette, und als er erst gegen Morgen Ruhe fand, trat derselbe Traum, mit derselben schauerhaften Ueberzeugung vor seine Seele. Er erwachte, kleidete sich schnell an, und eilte ins Freie. Außerhalb des Dorfes sah er eine kleine Mauer, er übersprang sie und stand in dem Dorfkirchhofe. Er fand sich bald vor einem nicht sehr alten Grabhügel, der sein Auge fesselte. „Wer liegt hier, fragte er den Todtengräber. — Was weiß ich? Irrend ein Bauer. — Ich frage nach dem Namen des hier Rabenen, fuhr er streng fort. — Ich weiß ihn nicht mehr. — Ihr wißt ihn nicht? — Wie alt ist das Grab? — Zehn Jahre. — Schurke, du lügst, es ist keine dreie alt! — Öffne mir das Grab. — Das geschleht nimmer!“ Er bot ihm seine Börse. Es half nichts. Theobald gleng in die Dorfschenke, bestieg ein Pferd und eilte der nächsten Stadt zu. Er verlangte polizeiliche Bewilligung und Begleitung um jenes Grab zu eröffnen. Des ward ihm erst gewährt, nachdem er seinen Namen genannt, seine Verbindungen mit bedeutenden Staatsmännern angegeben und gedroht hatte, die Verweigerung augenblicklich anzuzeigen. Noch vor Sonnenuntergange kam er auf dem Gute an. Sein erster Weg war nach dem Kirchhofe, die Sonderbarkeit des Begehrens verbreitete dasselbe im Dorfe; der Prediger erschien, und in Kurzem ward eine

Menge Volkes da. Eben wollte man die Arbeit anfangen, als der Gutsbesitzer mit wilder Miene erschien und Theobald donnernd zurief: „Was machen und wollen Sie hier? Ich bin hier Behörde, was fällt Ihnen ein?“ Theobald zeigte seine Autorisation. — „Ich bin beleidigt, sagte der Gutsbesitzer, erklafte, und zog ein Paar Pistolen aus dem Gürtel. „Schießen Sie sich mit mir.“ Er reichte Theobalden eine der Pistolen. Dieser feuerte sie in die Luft und schleuderte sie dem Verdächtigen vor die Füße. „Fahrt mit der Arbeit fort,“ sagte Theobald zu den Bauern. — Da erfolgte ein Knall, und der Edelmann lag in seinem Blute. Die Kugel war durchs Herz gegangen. Von den Umstehenden erfuhr mein Freund, daß vor etwa drei Jahren ein Dreniterna auf dem Gute einige Tage zugebracht habe. Daß Grab war indessen größtenteils worden. Der Sargdeckel wurde weggenommen, mit Entsetzen erkannte Theobald seines Freundes Siesgeling, mit noch größerem, eine Wunde am Schläfe, und ein langer Nagel fand sich in den Falten des Leichens Tuches.

„Ein Jahr nachher ruheten die Ueberreste des Grafen in dem Familienbegräbnis seiner Güter.

„Emilie de Bergy machte eine Reise nach dem Festlande, und soll in Frankreich gestorben seyn, Theobald aber verließ Schweden.“

Von den Mitteln Bäume gesund zu erhalten, und vor mancherlei Schaden zu sichern.

Die meisten dieser Mittel betreffen die Obst- oder Gartenbäume. Daher soll von ihnen zuerst die Rede seyn. Oft werden Obstbäume vom Mehlthau, einem ansteckenden Schmarogerpilze, befallen. Solche Bäume muß man, je früher, desto besser, mit ganz reinem Wasser abwaschen und besprengen. Scheinen auch die jungen, zarten Schößlinge davon ergriffen zu seyn, so muß man sie mit einem wollenen Tuche abwaschen und von aller zähen, schleimigten Materie reinigen. Setzt man einige breite, flache Schüsseln oder Kübel mit Wasser in die Nähe solcher Bäume, so werden ihre zarteren Theile in einem biegsamen, gutem Zustande erhalten; man muß sie nur immer des Mor-

gens sehr früh abwaschen, damit die Feuchtigkeit vor der folgenden Nacht verdunsten könne. Auch darf das Abwaschen nicht bei gar zu heißem Sonnenschein verrichtet werden. Räucherungen mit Schwefel verreiben den Mehlthau ebenfalls. Der Schwefel wird auf glühende Kohlen gestreut; doch die Personen, die die dies thun, müssen sich selbst vor dem Einathmen der Schwefeldämpfe in Acht nehmen. Der Gummi oder Harzsaft, ist den Obstbäumen, besonders den Pflaumen, Kirschens, Aprikosen, und Pfirsichbäumen noch nachtheiliger als der Mehlthau. Ein solcher Ausfluß rührt entweder davon her, daß man den Baum von einem kranken Baume aus fortgepflanzt hatte, oder daß man ihn, wenn er ursprünglich gesund war, in einen unschicklichen Boden oder in eine untaugliche Lage verpflanzte. Alte, schon sehr lange angebaute Gärten, deren Boden es an der Frische fehlt, wie Aprikosen und Pfirsiche sie so sehr lieben, und der mit scharfem Dünger gleichsam gesättigt ist, liefern selten gesunde Aprikosen und Pfirsichbäume. Eben so schädlich sind diesen Bäumen kalte, thönigte, die Feuchtigkeit lange zurückhaltende, auch wohl mit einer saueren und eisenhaltigen Unterlage versehene Grünsande. Auf solchem Boden treiben die Bäume während des Sommers gewöhnlich starke, schwammigte, nicht gehörig ausgereifte Schößlinge, die einen Ueberfluß von rohen, wässerigten Säften enthalten, im Winter vom Froste leiden, dann im nächsten Sommer Gummi schwitzen und zu Grunde gehen. Kalte, rauhe Sommer erzeugen auch Anstöße zu Gummi, so wie zum Krebsse. Auch Wunden oder äußere Verletzungen, die den Bäumen beigebracht wurden, können dies Uebel hervorbringen. Sollen hier äußere Mittel den Baum kuriren, so muß der Rand der Wunde bis aufs Lebendige eingeschnitten und alles Krebshafte entfernt werden. Dann muß die Wunde mit irgend einer fest anklebenden Luft und Feuchtigkeit kräftig abhaltenden Composition, aus Eber oder Holzkohle, in einem hinreichend dickflüssigen Zustand bedeckt werden. Zeigen Bäume, welche vorher gesund waren, Symptomen von Gummi, weil sie in einen unschicklichen Grund verpflanzt wurden, so muß man sie so schnell wie möglich in bessere Erde versetzen. Die kranken Triebe schneidet man darauf weg und läßt den künftigen Nachwuchs

des Baumes bloß aus den gesunden Erleben sich bilden. Auf diese Art kann der Baum wieder hergestellt und sein Leben verlängert werden.

Beete, in welche man Pfirsich- und Aprikosenbäume pflanzt, müssen sorgfältig zugereicht und aus milder, frischer Erde bereitet werden; wäre der Grund des Bodens feucht, so müßte man Abzugsgräben ziehen, um alle still stehende Feuchtigkeit abzuleiten. Auch muß man, da wo die Unterlage naß ist, dafür sorgen, daß die Wurzeln nicht durch den Boden auf die Feuchtigkeit dringen. Ist dies nicht thunlich, so müssen die Bäume veretzt werden; dadurch erhält man die Wurzeln an der Oberfläche. So lange übrigens der Pfirsich- und Aprikosenbaum stark und gesund ist, sollte man ihm wenig oder keinen Dünger geben; nur dann erst, wenn Alter und öfteres Tragen ihn geschwächt hat. Pflaumen- und Kirschbäume leiden durch den Auslauf des Gummi weniger Schaden als Pfirsich- und Aprikosenbäume; die beschriebenen Sicherungsmaßregeln sind auch auf sie anwendbar.

Eine ähnliche, sehr verderbliche Krankheit der Bäume ist der Krebs oder der Brand. An dem Apfels- und Birnbäume entsteht der Krebs aus demselben Grunde, wie das Ausschlagen des Gummi an dem Pfirsich- und Aprikosenbäume; auch in seinem Fortschreiten ist er dieser Krankheit ähnlich, und dieser Uebelthätigkeit der Früge beider Krankheiten wegen, pflegt man sie wohl zu einerlei Klasse zu rechnen, wenn auch die Symptome nach der verschiedenen Organisation der verschiedenen Bäume verschieden sind. Dieselben Vorbeugungs- und Rettungsmittel wie dort, gelten daher im Wesentlichen auch hier. In dessen gibt es härtere Sorten von Äpfeln und Birnbäumen, welche dem Krebse weniger unterworfen sind, als andere; diese liefern im Allgemeinen eine geringere Sorte Früchte. Weil nun wirklich ein großer Theil der Bäume deswegen Gummi schwingt und den Krebs bekommt, weil sie von solchen fortgepflanzt wurden, welche diese Krankheit hatten, so muß man bei der Auswahl von Pflanzreisern sehr vorsichtig zu Werke gehen. Nie sollte man ein Reis nehmen von dem nicht gewiß ist, daß es von einem gesunden Baume herrührt. Auch wird der Krebs noch folgender Weise geheilt: Man schneidet bis auf den lebendigen Theil ein, und

befestigt mit einer Flanelblade ein Stück gesunde Rinde, von einem andern Baum darauf. Schneidet man den Krebs ab, so wächst ein anderer Sproßling hervor; aber auch dieser wird nach mehreren Jahren wieder vom Krebse befallen.

Der Ausfatz oder die Räude äußert sich zuweilen durch eine Störung des Saftlaufes bei jungen Kernobstbäumen; die Rinde wird dabei ruhig und schiefrig, der Baum steht im Wachsthum still und kränkelt. Man muß dann die äußere, schiefrige Rinde so viel wie möglich hinwegschaben, doch ohne Verletzung der grünen. Ist der Baum noch ganz jung, so muß man den Stamm oft, vermöge eines Lappens, mit frischem Waffer abwaschen; ist er aber schon stark, etwa von 8 oder 9 Jahren, so überstreicht man den Stamm, nach dem Abschaben und Waschen, dünn mit Baumkitt. Das Moos an den Baumrinde entsteht meistens bei einer dumpfen und feuchten Lage der Bäume. Es entzieht den Bäumen nicht bloß an sich schon viele Kräfte, sondern es dient auch schädlichen Insekten zum Aufenthalt. Am besten entfernt man das Moos von den Bäumen im Februar und März mit einer harten Kratzbürste. Nachher wäscht man die Bäume mit Kuhmist, Urin und Seifenwasser ab. Rührt die Unfruchtbarkeit eines Baumes von der Art desselben, von einer unrichtigen Veredlung her, so kann das Abwerfen und Umpflanzen noch helfen; kommt sie von noch starkem Triebe und Wachsthum im Holze, so muß man erst das gehörige Alter des Baumes abwarten. Räumt man die Erde von der Wurzel hinweg, und bringt an die Stelle derselben magere Erde oder Sand, so wird er hierauf nicht selten fruchtbar. Ist im Gegentheil die zu große Magerkeit des Bodens Schuld an der Unfruchtbarkeit, so hilft auch wohl frischer Kuhmist derselben ab. Der Gärtner des Herzogs von Bridgewater in England machte alte Obstbäume, die nicht mehr trugen, dadurch wieder fruchtbar, daß er um den Stamm, in geringer Entfernung von demselben, Kochsalz auf die Erde streute. Auch die Vermengung der Erde mit Salz hat gut geholfen. Ist übrigens ein Baum in seiner Jugend noch so gesund, und befindet er sich zugleich in der günstigsten Lage, so ist er doch von Krankheiten nicht frei, und wenn diese auch erst in seinem Alter kommen. Diese Krankheiten entstehen

oft dadurch, daß die Schwereigkeit, womit die äußersten Zweige seiner Krone Nahrung aus der Wurzel ziehen, immer in dem Verhältnisse größer und größer wird, wie die Entfernung zwischen den Zweigen und der Wurzel zunimmt, und die Gefäße mehr erfarrern und gestopft werden. Ein solcher Nachtheil läßt sich aber größtentheils verhüten, wenn man junge Schößlinge auf alte Aeste pflropft; der Baum erhält hiez durch eine neue Kraft, welche sein Leben auf unbestimmte Zeit hinaus verlängert. Auch mit folgender Düngererde kann man alten, schwächlichen Bäumen wieder aufhelfen. In einer Ecke des Gartens macht man zur Herbstzeit ein geräumliches Loch, und schüttet in das Loch einige Körbe voll Erde von oben hinweggenommenem bebautem Lande. Den Winter über sammelt man beim Regner Ochsen oder Rindsblut, gießt es in die Grube auf die hineingeworfene Erde, hacht sie jedesmal gut durcheinander, und wirft von Zeit zu Zeit, während dem Hineingießen von frischem Blut, von der neben liegenden Erde dazu. Alles mengt man gut unter einander. Zeitig im März gräbt man den alten Baum rings um die Wurzeln herum, eine Handbreit hoch auf; die davon herrührende Erde bringt man weg, und an deren Stelle legt man die mit Blut vermengte Erde rings herum einen halben Fuß hoch. Diese Bluterde bedeckt man wieder mit etwas anderer Erde.

Von Obstbäumen die an Mauern stehen, gehen bisweilen einige Aeste zu Grunde, während andere gesund bleiben. Dies rührt von den nagenden Wirkungen des Rostes der Nägel und Hacken her, womit solche Bäume befestigt werden. Zur Verhütung jener übeln Folgen, braucht man daher nur dafür zu sorgen, daß die Rinde der Bäume mit dem Eisen in keine Berührung kommt. Zuweilen trauert ein junger Baum, ohne daß man die Ursache der Kränklichkeit ausfindig zu machen im Stande ist. Eine Maus kann z. B. daran Schuld seyn, wenn sie die Wurzeln zernagt hat. Solche Bäume lassen sich gewöhnlich dadurch wieder frisch und gesund machen, daß man ihren Stamm acht Tage lang täglich einmal mit frischem Wasser abwäscht. Vornehmlich bei Hitze und Trockenheit kurlt bies Mittel die kränklichen den Bäume. Die sogenannten Baumwanzen

verderben die Bäume, besonders die Wirsich- und Aprikosenbäume, wenn sie dieselben in großer Anzahl anfallen. Bestreicht man die Bäume im Dezember mit Del, so gehen keine Wanzen darauf; haben die Bäume auch schon einige Aeste und Zweige verloren, so treiben sie dafür auch wieder viele neue aus. Insekten überhaupt vertreibt man von Obstbäumen dadurch, daß man letztere zwei bis drei Wochen lang, wöchentlich ein paar Mal, mit einer starken, erkalteten Abkochung von Tabak und zarten Hollunderzweigen, vermöge eines Wirsichs besprengt. Wendet man dieses Mittel frühzeitig an, wenn die Knospe sich entfaltet, so vertreibt es die Fliegen; die Insekten überhaupt werden dadurch vertilgt, und die Blätter bleiben so lange grün, bis sie abfallen. Sogar Rosen bleiben durch ein solches Besprengen, selbst mit bloßem Hollunderwasser, von Insekten verschont. Auf vier Maass Wasser rechnet man eine Unze Tabak und ungefähr zwei Hände voll Hollunder. Insekten, welche Apfelbäumen schaden, werden auch durch eine Mischung von Urin, Submiss und Kalk vertilgt, wenn man damit im Monat März die Bäume besprengt. Die, vornehmlich in trockenen Jahren und bei heißem Wetter, fast allen Obstbäumen so schädliche, sehr kleine rote Spinne, vertilgt man am sichersten durch bloßes Wasser, wenn man damit, und zwar vermöge einer Spritze, zu wiederholten Malen die Stellen bespritzt, wo sie sich befindet.

Amelisen kann man von Bäumen dadurch abhalten, daß man um die Stämme sechs Zoll breite, mit Wagenschmiere oder mit Terpentin bestrichene Lappen oder Baststreifen bindet, oder daß man die Stämme mit Rinds-galle, mit Fischfist, u. dergl., bestreicht, oder auch, daß man einen breiten Kreides, oder Röhelstreich rings um die Stämme macht.

Um Schnecken von Obstbäumen abzuhalten, binde man, zwei bis drei Fuß vom Boden, eine dicke, pferdebaarene Schnur um den Stamm. Stehen die Bäume an Mauern, so nagle man an diese, ungefähr einen halben Fuß über den Boden, ein schmales Stück dickes pferdebaare Tuch. Weiter als bis an die pferdebaare können die Schnecken nicht kriechen: sobald sie es dem ungeachtet versuchen, so verlegt das pferdebaare ihre weichen Leiber, so daß sie sterben.

Wie oft im Winter Hasen Bäume und Sträucher beschädigen, ist bekannt genug. Man kann dies aber auf folgende Art verhüten: Ueber einem kleinen Feuer mische man (dem Maße nach) drei Theil geschmolzenen Talg und einen Theil Theer gehörig unter einander. Mit dieser Mischung überziehe man mit einem Borstenpinsel die Rinde der Bäume, und zwar im miltwarmen Zustande der Mischung, so dünn wie möglich. Ein solcher Ueberzug, den die Hasen und Kaninchen scheuen, hindert die Ausdehnung der Säfte nicht im mindesten. Ein Arbeiter kann innerhalb eines Tages fünfshundert Bäume von mittelmäßiger Größe anstreichen; ist die ganze Rinde gehörig mit der Mischung überzogen, so bedürfen die Bäume einige Jahre hindurch keines neuen Anstriches. Vorzüglich eignet sich dieses Mittel für Baumschulen, die nicht gehörig umzäunt, und ohne dasselbe dem Angriffe der Hasen Preis gegeben sind. Zum Verjagen der Vögel von Kirschbäumen, Weinstöcken u. dergl., hat man das sogenannte Knistergold (ganz dünn geschlagenes Messingblech) vorzüglich gut gefunden; Stücke von zwei bis drei Zoll Breite und fünf bis sechs Zoll Länge bindet man an starken Zwirn, und hängt sie an die Aeste und Zweige. Wenn nun der Wind damit spielt, so macht dies ein Geräusch, daß kein Vogel sich in die Nähe wagt.

Gar oft leiden die Obstbäume von Frühlingserfrosten und von Spätfrösten, am meisten die Pfirsichs, Apfelsens und Mandelbäume. Den Schaden solcher Fröste für die Bäume zu verhüten, haben wir aber gleiches falls Mittel. Spalieren an Wänden können schon mit Matten oder Strohecken geschützt werden; die freistehenden Bäume aber nicht; selbst bei Spalieren hat man nicht immer die Zurüstung, oder man versäumt es, sie zu gebrauchen. Pflückt man die Blätter der Bäume etwas früher ab, als sie sonst abzufallen pflegen, so beugt man dadurch dem Erfrieren der Bäume vor. Nur muß man dabei die Vorsicht gebrauchen, nicht auf einmal alle Blätter abzupflücken, welches wieder, anderer Ursachen wegen, das Verrotten der Bäume nach sich ziehen würde; man muß vielmehr immer nur wenige zugleich hinwegnehmen und so nach und nach damit fortfahren, bis der größte Theil herunter genommen ist, ehe sie von selbst

abfallen. Auch muß dies Abpflücken der Blätter behutsam geschehen, damit die Knospen, welche im folgenden Jahre Laub bringen sollen, nicht abgerissen werden. Bei Blättern wässrigerer Art muß das Abpflücken früher geschehen, als bei andern. Verschlingt man einen häfenen Strick in den Zweigen blühender Obstbäume, und leitet man bis eine Ende desselben bis in einen mit Wasser gefüllten Eimer oder Zuber herab, so schadet ihnen ein gelinder Nachtfrost nicht; nur auf der Oberfläche des Eimers bildet sich dann eine dicke Eiskinde. Bei einem Frühlingserfrost sollen die Bäume auch erhalten werden, wenn man sie alle Tage vor Aufgang der Sonne mit kaltem Wasser bespritzt, und besonders auch unten den Stamm damit begießt. Gießt man zur Herbstzeit, wo es anfängt kalt zu werden, an den Stamm des Baumes viel Wasser, um die Wurzeln bei Zeiten an die Kälte zu gewöhnen, und häuft man zu Ende des Winters viel Schnee um den Stamm an, so wird dadurch die Vegetation zurück gehalten, und die Blüten öffnen sich nicht eher, als bis von den Frühlingserfrosten nichts mehr zu befürchten ist. Erfrorene Bäume soll man recht gut erhalten können, wenn unmittelbar nach dem Froste man alle großen Aeste in einiger Entfernung vom Stamm abschneidet, auf die Wurzeln derselben grüne Kräuter eingräbt, und alle später sich zeigenden Wurzeltriebe vertilgt.

Wenn des Versendens und Umpflanzens wegen aus der Erde herausgenommene Bäume oder junge Stämme aufbewahrt werden sollen, so muß das Herausheben aus der Erde zur Zeit geschehen, wo sie am wenigsten Safttrieb haben, also im Herbst und zu Anfang des Frühling, wo ihnen die Blätter fehlen. Bäume, die ihre Blätter behalten, nimmt man am Besten im April aus der Erde; diese sind jedoch schwerer zu conserviren. Am liebsten wählt man diejenigen, welche die größte Lebenskraft haben, folglich die aus Saamen (nicht aus Schnitzlingen und noch weniger aus Wurzelschößlingen gewachsenen), welche starken Wuchs zeigen, reine, glatte Rinde haben, und unbeschädigt sind. Die unnöthigen Theile, besonders die kleinen, der Fäulniß leicht unterworfenen Wurzeln, die Seitenschößlinge und Auswüchse, schneidet man ab. An den Wurzeln läßt man etwas Erde,

umbindet sie mit einem Tuche und bringt sie an einen kühlen Ort, oder an die Vorthüren eines Eiskeßers, wo sie den ganzen Winter hindurch liegen bleiben.

Die Kette.

(Eine Gespenstergeschichte).

In einer einsamen Gegend des alten Rußlands wohnte ein Gutsbesitzer seit langem in einer Art von Verbannung. Er hatte früher am Petersburger Hof in Glanz und Ansehen gelebt und sich durch einen heftigen, stürzischen Sinn die Verweisung zugezogen. Seine lebenswürdige Gemahlin half ihm dieselbe ertragen; aber er behandelte sie mit so vieler Wildheit, daß ihre zarte Natur bald unterlag. Nach einigen Jahren raffte ein auszehrendes Uebel sie weg. Der schreckliche Gedanke „du hast zu dem frühen Tode deiner Gattin Vieles beigetragen“ quälte Iwanowitsch. Ihr letzter Seufzer brachte ihn zur Verzweiflung.

Tage eines stumpfen, gränzenlosen Schmerzes begannen nun für denselben, woraus nur der Blick auf den einzig zurückgebliebenen Sohn ihn zu reißen vermochte. Er sorgte, seiner Meinung nach, bestmöglich für dessen Erziehung, indem er ihm einen Hofmeister gab, dem er ihn jedoch aus Mangel an eigenen, gründlichen Kenntnissen ganz überlassen mußte. Seine Wahl war auf ein untaugliches Subjekt gefallen und er sah sich genöthigt zu wechseln. Der Nachfolger im Erziehungsfache hatte schöne Kenntnisse, konnte sich aber den Ansichten des Vaters seines Zöglings nicht fügen, wodurch es zu heftigen Auftritten kam, in Folge derer er seinen Abschied nahm. Der Sohn blieb vorerst ganz selbst überlassen.

Da verbreitete sich plötzlich die Nachricht, Iwanowitsch heirathe eine zweite Frau, und zwar ein Bawernmädchen aus einer Schenke. Bald darauf hatte die Hochzeitsfeier statt und weder die Schönheit noch ein gewisser Lack im Benehmen konnten der neuen Ehefrau abgesprochen werden. Bald gewann man sie allgemein lieb und eben diese Zuneigung entfernte ihren Gatten von ihr. Dester sah man ihn niedergebeugt, den Sohn an der Hand führend, umhergehen und die Dienerschaft redete von traurigen Scenen

die in den geheimen Gemächern zwischen Gatte und Gattin vorgefallen waren. Dieselben wiederholten sich, als Iwanowitsch die Kunde zu Ohren kam, seine Frau habe früher eine Verbindung mit einem gewissen Jäger gehabt und setze dieselbe noch fort. Auch wollte man letzteren einige Mal im Schlosse gesehen haben. Der häusliche Friede war dahin und nach einem fürchterlichen Auftritte, auf den die übereilte Niederkunft der Frau von Iwanowitsch mit einem Söhnlein folgte, starb sie plötzlich, vielleicht zu rechter Zeit für ihren Ruf.

Iwanowitsch betrieb nun eifrig die Erziehung seiner Kinder, ließ aber den Jüngsten nichts Härte fühlen, wodurch derselbe zu slavischer Zurück sich gewöhnte. Je älter er wurde desto mehr bildete sich der Mißwille gegen ihn und dem Vater und als der älteste Sohn in russische Kriegsdienste getreten war, glaubte der Zurückgebliebene sich dem Vater nähern zu können. — Doch umsonst. Der Unmuth des Vaters gegen ihn wuchs mehr und mehr, je größer er wurde, und da einst spät am Abend zwischen ihnen ein Streit entstanden war, erhob Iwanowitsch die Hand gegen ihn und sprach: Sklavenseele, dir gebührt nicht einmal dies, dir gebührt der Stock. Mit einem Racheschwur stürzte der Sohn fort und der Vater zog sich in sein Kabiner zurück, wo er ein Buch ergriff und sich auf's Sopha setzte. Da schien es ihm als werde das Zimmer dunkel. Er ließ den Kronleuchter herab und zündete alle Kerzen an. Diese erlöschten bald eine nach der andern. Er eilte durch ein schmales Zimmerchen in seine Schlafkammer und hörte einen tiefen Seufzer. Tappend erreicht er sein Bett, glaubte den Seufzer noch einmal zu hören und sank auf dasselbe — da glaubte er sich von einer kalten Hand erfaßt und mitten in das Zimmer geschleppt, die Fenster fuhren auf, ein Regenschauer drang herein und beim Licht der Sterne sah er seine lehrverstorbene Frau, die ihm Rache drohte, falls er sich nochmals gegen ihren Sohn vergessen sollte, und ihm mit den Worten zum Andenken eine goldene Kette umbleng. Morgens fand man ihn in heftigen Phantasien, es erfolgte eine schwere Krankheit, die nach langer Zeit durch seine mächtige Natur besiegt wurde. Das Andenken an die fürchterliche Nacht war verschwunden. Niemand konnte ihm sagen, wo er die schwere Kette her habe. Der Sohn war während der

schlimmen Tage nicht von des Vaters Bette gewichen. Als der Vater wieder ganz genesen war, stellte sich das alte Verhältniß zwischen ihm und dem Sohne ein; ja eine dem Vater geliebene Netzkbarkeit machte es noch schlimmer. Die aufbrausende Jugend und das erwachende Selbstgefühl des Sohnes brachten elnen traurigen Auftritt hervor, wobei der Vater ihm zurief: „Was wärest du, wenn ich dir nicht meinen Namen geliehen hätte? Ein Nichtswürdiger! Ein Lelbelgener.“ Der Sohn fuhr auf und griff mit dem Instinkte eines Mannes an seine Seite, als suche er ein Schwert. Aus meinen Augen, Elender, schrie der Vater! Der Sohn gieng, beschwor aber seine Leute den Aufgebrachten die Nacht hindurch zu bewachen. Iwanowitsch legte sich nieder. Lange blieb ein Diener in dem halbgeöffneten, anstoßenden Zimmer und da er seinen Herrn ruhig schlafen hörte, gieng er, vom Schlafe übermannt, zu Bette. Es war schon hoher Tag, als der Jüngling in des Dieners Stube trat. Ihr seyd ruhig hier, aber wo ist mein Vater? Er hat noch nicht geklingelt, sprach jener sich entschuldigend. Und Ihr seyd nicht bei ihm geblieben? So öffnet rasch sein Zimmer.

Der Diener suchte nach den Schlüsseln umher, und sprach, da er sie nicht finden konnte: es ist nicht verschlossen! Fest verschlossen, entgegnete der Sohn, kommt und sehet. Zwar schlen die Thüre nicht verschlossen, aber von Innen fest verriegelt. Man rief — es erfolgte keine Antwort. Des Sohnes Angst stieg. Er ließ die Thüre einschlagen, eilte dem Bette zu, dessen Vorhänge tief herabhiengen, und fand es leer. Er blickte umher, gewahrte eine Spalte in der Wand und eine verborgene Tapereithüre die er aufriß. Sie führte in einen schmalen, dunkeln Gang. Er ließ Licht bringen und gebot seinen Leuten ihm zu folgen. Als sie einige Zeit gegangen waren stießen sie auf eine Thüre. Mühsam drängte der Jüngling sie auf und trat in die Gruft seiner Ahnen unter der Kapelle. Beim nächsten Schritt stolperte sein Fuß über elnen Gegenstand, er bückte sich und beleuchtete ihn mit dem durch die eingeschlossene Luft mocht brennenden Licht der Laterne — es war der Leichnam seines Vaters. Er stand erstarrt! Seine Leute wollten den Leichnam aufheben, aber ein Hinderniß zog ihn wieder nieder; die goldene Kette war es, die er seit seiner Krank-

heit stets am Hals trug, hatte sich mit dem einen Ende in die Spalte eines Sarges geklemmt. Man öffnete den Deckel um sie loszumachen, und erkannte den Sarg der verstorbenen Gemahlin. Der Sohn stürzte von Entsetzen ergriffen fort. Alle Versuche den Todten wieder zu beleben, blieben fruchtlos. Er schien sich mit der Kette erdroffelt zu haben. Der Sohn ließ ihn neben seiner ersten Frau begraben, und verließ auf immer das Gut seiner Väter. Nach Petersburg brachte er seinem Bruder die Kette, welche sie unter sich theilten, und die ein Erbtheil in der Familie blieb, an dem beide Linien sich noch spät als Verwandte erkannten. Beide lebten in ihren Kindern fort und fügten die zerrißene Kette ihren Wappen zu.

Leben und Tod des Herzogs von Orleans, Kronprinzen von Frankreich.

(Mit einer großen Abbildung.)

Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich von Orleans, wurde den 3. September 1810 zu Palermo in Sizilien geboren, und erhielt bei seiner Geburt den Titel eines Herzogs von Chartres. Durch die Begebenheiten von 1814 kam er mit seinen Eltern nach Frankreich und verließ es wieder, als Napoleon 1815 von der Insel Elba nach demselben zurückkehrte. Mit den Seinigen verweilte er bis zum folgenden Jahre in England und kehrte sodann nach Paris zurück. Wie seine übrigen Brüder besuchte er unter dem Namen von Orleans das College Henri IV und zeichnete sich darin sehr vorthellhaft aus. Mit seinem Vater, dem jetzigen Könige der Franzosen, durchreiste er 1828 England und Schottland und wurde so auf die politischen Sitten in constitutionellen Staaten aufmerksam gemacht. Im folgenden Jahre ward er zum Colonel des ersten Husarenregiments ernannt, und als Ludwig Philipp den Königsthron bestiegen, erhielt der Herzog von Chartres den Titel eines Herzogs von Orleans und eines Kronprinzen. Bei der Belagerung und Einnahme von Antwerpen stand er unter den Befehlen des Marschalls Gerard und zeichnete sich durch Tapferkeit aus, so wie in Afrika, unter des Marschalls Clausel Kommando. Auf einer Reise, die er 1836 nach Deutschland unternahm, sah er am Hofe zu

Leben und Tod des Herzogs von Orleans, Kronprinzen von Frankreich.



dem
ge
loes
e
te
nde
chts
it zu
nen
das
chte
nter
Bar
och
oten
erifi

ing,

rich
die
stelt
ogs
von
ank
leon
den
silte
und
eine
Ra
und
Rie
der
und
ben
auf
ard
nt
K
von
Dr
star
and
Ge
us,
auf
sch
e zu

Berlin die junge, schöne und geliebte Herzogin von Neuchâtel, Schwester des regierenden Herzogs; schon im folgenden Jahre ward sie seine Gattin. Das schönste Paar in ihrer Zeit umschlang das Fürstinnenpaar. Zwei blühende Kinder männlichen Geschlechts erfüllten die glücklichen Eltern mit Freude und der Herzog von Orleans sah einer herrlichen Zukunft entgegen. Da vernichtete ein Moment Alles, Alles, und das blühendste Paradies verwandelte sich schnell in eine schauerliche Sahara. Unerwartet entzog des Todes eifrige Hand der Lebensbühne den Prinzen, der zu schönen Hoffnungen berechtigt war. Der Völk glaubt seinen Lesern in Kürze das mittheilen zu müssen, was über diese traurige Begebenheit gehöriges Licht verbreitet.

Am Montage des 13. Juli wollte der Herzog von Orleans nach St. Omer abreisen, um mehrere Regimenter zu inspizieren, die zur Operationsarmee der Marine gehörten. Alles war schon zu dieser Reise bereit, nach welcher der Kronprinz sich zur Herzogin von Orleans, die in Plombières sich aufhielt, verfügen wollte. Um elf Uhr bestieg derselbe ein vieräderiges, von zwei Pferden gezogenes Kabalet, um nach Neuilly zu fahren und dem Könige, der Königin und der königlichen Kamille Lebenswohl zu sagen. Als der Prinz, welcher keinen seiner Offiziere hatte erlauben wollen, ihn zu begleiten, das Thor Maillet gemahnte, rieth er daß eines der Pferde in Schrecken gerathen war und den furchtbaren Salopp ansah, und zwar in der Richtung der Straße la Révolte genannt, woselbst Sechsmassen aufgehäuft lagen, an welchen das Kabalet hätte zerbrechen werden müssen. Bist du nicht mehr Weiser der Pferde? rief er dem Postillon zu! Nein, gnädigster Herr, doch führe ich den Zügel noch und hoffe sie links in die alte Straße von Neuilly lenken zu können. — So lannst du sie also nicht anhalten, rief mit lauter Stimme der Kronprinz, der aufgestanden war. Im Augenblicke noch nicht, gnädigster Herr. Nun sank der Herzog von Orleans, der sehr erschrocken und von unglaublicher Erbendigkeit war, den schrecklichen Entschluß aus dem Kabalet zu springen, was ihm um so thölicher schien, da der Fußtritt desselben sehr niedrig war. Leider führte er den Entschluß aus. Mit beiden Füßen berührte er den Boden; aber die Impulsionskraft machte ihn schwanzen; einen entschlossenen Sturz machte er auf das Pflaster,

den Kopf voran. Bemühtlos blieb er auf der Stelle liegen. Man eilte dem Kronprinzen zu Hilfe und trug ihn in das Haus eines Spezialehändlers, das an der Straße liegt, ungesähr den Stallungen Lord Seymour's gegenüber. Inzwischen war der Postillon Weiser seiner Pferde geworden und kam zurück, damit der Prinz wieder einsteige. Im Hohen geschah wurde Seine königliche Hoheit auf ein Bett hingelegt und ein Arzt eiligt herbeigerufen. Dieser schritt zu einer Ader, ließ, die aber fruchtlos blieb. Unerdessen war die Nachricht von diesem Unglücksfalle nach Neuilly gebracht worden. Die Königin eilte zu Fuß dem Orte zu, wo ihr unglücklicher Sohn lag, der König, der Mittag den Ministerrath präsidiren sollte, folgte ihr schnell nach. Auch die Prinzessinnen Adelsbeide und Clementine fanden sich bald im Unglücksbause ein. Der Kranke gab kein Lebenszeichen mehr. Man dachte sich die allgemeine Erschütterung. Hr. Doktor Passquier, erster Wundarzt des Kronprinzen, war inzwischen, nebst dem Herzog von Anjou und dem Herzog von Montpensier herbeigekommen. Nachdem dieser Arzt den Zustand des Verwundeten untersucht hatte, sagte er mit trauriger Stimme, er habe denselben gefährlich. Alle Umstände vereinigten sich um die traurige Ahnung einer Ergießung des Blutes ins Gehirn zu bestätigen. Jeden Augenblick nahm das Uebel zu. Nicht einen Moment war der Prinz zu sich gekommen. Einige in deutscher Sprache ausgesprochene Worte, ließen Besserung hoffen, doch bald ver schwand die Hoffnung wieder. Die Mitglieder des Ministerrathes, die sich in den Zulkellen versammelt hatten, wurden von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt und eilten herbei, so wie mehrere Generale. Um 11 Uhr das Uebel bedeutend zugenommen hatte, so wurde die Herzogin von Nemours herbeigerufen, die in Neuilly geblieben war. Sie mischte ihre Thränen mit denen aller Anwesenden. Die Königin und die Prinzessinnen trauerten um das Bett des Sterbenden her. Der König beobachtete unbeweglich im tiefsten Schmerze die Fortschritte des Uebels.

Außerhalb des Hauses vermehrte sich die Menge von Augenblick zu Augenblick. Die Geistlichkeit von Neuilly war auch auf königlichen Befehl herbeigekommen.

Durch die Wirkung starker Arzneimittel verlängerte sich der Lebenskampf des Prinzen.

Das Leben zog sich zurück, doch langsam und nicht ohne gegen die Zerkürung zu kämpfen, die so hohe Jugendkraft vernichten sollte. Einen Augenblick schien das Abwindolen freier, der Pulsschlag wurde fühlbar und man streng an zu hoffen. Vergebens! Um vier Uhr zeigten sich alle Symptomen einer nahen Auflösung, und um halb 5 Uhr verschied er in den Armen seines Vaters unter dem Wehklagen aller Anwesenden.

Bald darauf wurde sein Leichnam auf eine Säufe gelegt und mit einer weißen Hülle überdeckt. Um 5 Uhr machte sich der Leichenzug auf. Eine Kompanie des 17ten Regiments stellte sich in Reihe und blieb auf und diente so dem Todten, den sie in Afrika bei manchem Treffen bewundert hatten, zum Geleite. Der General Lieutenant Urbain gieng vor der Säufe her, welche vier Unteroffiziere trugen. Zu Fuß folgten dem Leichnam der König, die Königin, die Prinzessinnen Adelsbeide, die Herzogin von Nemours, die Prinzessin Clementine, der Herzog von Anjou und von Montpensier. Ihnen schlossen sich der Marschall Soult, die Minister, der Marschall Gerard, die Offiziere des Königs und der Prinzen und die ganze Menge der Anwesenden an. Dieser Leichenzug gieng durch die Eingangsallee von Sablonsville, zog die alte Straße von Neuilly und durch den königlichen Park hin, bis zur Kapelle des Schlosses, wo die königliche Familie am Altare niederkniete und alsdann die theure Leiche dem Schilde des Allerhöchsten überließ. Um 7 Uhr Abends, wurde ein Ordonnanz-Offizier des Kronprinzen und der erste Arzt desselben nach Plombières geschickt, woselbst die Herzogin von Orleans eine Aderlaß zu machen gedachte. Die Herzogin von Nemours und die Prinzessin Clementine, von Madame Angot und dem General Lieutenant Dumigny begleitet, machten sich ebenfalls nach Plombières auf, um der Herzogin von Orleans Beistand des Königs und der Königin einzubringen. Auch an den Herzog von Nemours wurde ein Kurier abgeordnet, so wie zugleich Befehl ertheilt wurde, von Toulon ein Dampfboot nach den Küsten von Sizilien abgehen zu lassen, um den Herzog von Joinville, der unter den Befehlen des Admirals Huon dient, von dem traurigen Vorfalle in Kenntniß zu setzen. Schon den 14ten kannte man in Plombières den Tod des Prinzen; aber die Vorsicht rieth

den Behörden an, die Gattin desselben darauf nach und nach vorzubereiten. Daher man eine dafelbst verfertigte Depesche derselben vorlegte, worin bloß von einer schlimmen Krankheit des Herzogs die Rede war. Sogleich wurden Kavalieren zur Abreise getroffen. In der Nacht begegnete man der Eilkutsche, welche den Hrn. Kommandanten Berlin nach Plombières führen sollte. Dieser wurde von der Prinzessin nach dem Befinden ihres Gemahls gefragt und auf sein Schweigen hin, rief sie mit herzzerreißendem Tone aus: Oh, ich verstehe Ihr Schweigen! Er ist todt! In Mirreourt nahm sie der Wagen auf, worin die Herzogin von Nemours und die Prinzessin Clementine saßen. In Neuilly umarmten sie der König und die Königin unter tausend Thränen. Darauf führte man ihr die zwel jungen Prinzen, ihre Kinder zu, welche sie kampfhaft an ihr Herz drückte und mit Thränen benetzte. Der Graf von Paris wünscht oft sein Väterchen zu sprechen und sieht mit Erkaunen daß seine Worte die Mutter stets zu Thränen rühren.

Der Leichnam des Herzogs von Orleans wurde den 30. Juli mit dem größten Pomp von Neuilly nach der Kirche Notre-Dame in Paris gebracht und der Sorg unter dem Trauergeülte des Chores aufgestellt. Den 31. Juli, den 1sten und 2. August wurde das Publikum zugelassen und die Kirche von vielea tausend Leuten erleuchtet. Den 3ten hatte die Todtenfeier statt und den 5ten wurde des Kronprinzen Leichnam zu Dreux in der Familiengruft der Orleans'schen Familie mit einer Feierlichkeit, wie man deren nur bei dem französischen Volke zu sehen gewohnt ist, beigesezt. Hr. Aubert, Direktor des Conservatoire de musique, komponirte die Seneise, und den Leichenmarsch Hr. Halévy Direktor der Musik des Kronprinzen.

Das Nothwendige und das Ueberflüssige.

(Zerriehung.)

Nun sahe sich der glückliche Adam im Besitze des kostbarsten Schatzes, des Weibes, welches er liebte. Gewiß wird er sich aus nie mehr beklagen, gewiß befiht er jetzt alles Nothwendige. Indes hatte die schöne Asell kaum den Fuß in sein Haus gesetzt, als sie vor Entsetzen zurückschauderte, und andief: „Großer Prophet! wohin fähst Du mich,

Berlin die junge, schöne und gelstreiche Herzogin von Mecklenburg, Schwester des regierenden Herzogs; schon im folgenden Jahre ward sie seine Gattin. Das schönste Band in züger Einnacht umschlang das Fürstentum. Zwei blühende Kinder männlichen Geschlechts erfüllten die glücklichen Eltern mit Wonne und der Herzog von Orleans sah einer herrlichen Zukunft entgegen. Da verachtete ein Moment Alles, Alles, und das blühendste Paradies verandelte sich schnell in eine schauerliche Sahara. Unerwartet entzog des Todes eifige Hand der Lebensbühne den Prinzen, der zu schönen Hoffnungen berechtigt war. Der Bote glaubt seinen Lesern in Kürze das mittheilen zu müssen, was über diese traurige Begebenheit gehöriges Licht verbreitet.

Am Mittage des 13. Juli wollte der Herzog von Orleans nach St. Omer abreisen, um mehrere Regimenter zu inspizieren, die zur Operationsarmee der Marne gehörten. Alles war schon zu dieser Reise bereit, nach welcher der Kronprinz sich zur Herzogin von Orleans, die in Plombières sich aufhielt, verfügen wollte. Um elf Uhr bestieg der selbe ein vieräderiges, von zwei Pferden gezogenes Kabaiolet, um nach Neuilly zu fahren und dem König, der Königin und der königlichen Familie Lebewohl zu sagen. Als der Prinz, welcher ketaem seiner Offiziere hatte erlauben wollen, ihn zu begleiten, das Thor Maillet gerahnte, merkte er daß eines der Pferde in Schrecken gerathen war und den fürchterlichsten Galopp ansetzte, und zwar in der Richtung der Straßela Révolte genannt, woselbst Steinmassen aufgehäuft lagen, an welchen das Kabaiolet hätte zerschellen werden müssen. Bist du nicht mehr Meister der Pferde? rief er dem Postillon zu! Nein, gnädigster Herr, doch führe ich den Zügel noch und hoffe sie links in die alte Straße von Neuilly lenken zu können. — So kannst du sie also nicht anhalten, rief mit lauter Stimme der Kronprinz, der aufgestanden war. Im Augenblicke noch nicht, anädigster Herr. Nun sagte der Herzog von Orleans, der sehr unerschrocken und von unglaublicher Behendigkeit war, den schrecklichen Entschluß aus dem Kabaiolet zu springen, was ihm um so thünlicher schien, da der Fußtritt desselben sehr niedrig war. Leider führte er den Entschluß aus. Mit beiden Füßen berührte er den Boden; aber die Impulslosigkeit machte ihn schwanzen; einen entscheidlichen Sturz machte er auf das Pflaster,

den Kopf voran. Bewußtlos blieb er auf der Stelle liegen. Man eilte dem Kronprinzen zu Hilfe und trug ihn in das Haus eines Spezerelhändlers, das an der Straße liegt, ungefähr den Stallungen Lord Seymours gegenüber. Inzwischen war der Postillon Meister seiner Pferde geworden und kam zurück, damit der Prinz wieder einsteige. Im Boden geschloß wurde Seine königliche Hoheit auf ein Bett hingelegt und ein Arzt eiligst herbeigerufen. Dieser Schritt zu einer Aberschloß, die aber fruchtlos blieb. Unerdessen war die Nachricht von diesem Unglücksfälle nach Neuilly gebracht worden. Die Königin eilte zu Fuße dem Orte zu, wo ihr unglücklicher Sohn lag, der König, der Mittags den Ministerrath präsidiren sollte, folgte ihr schnell nach. Auch die Prinzessinnen Adelsheide und Clementine fanden sich bald im Unglückschaufe ein. Der Kranke gab beinahe kein Lebenszeichen mehr. Man denke sich die allgemeine Trostlosigkeit. Hr. Doktor Wasquier, erster Wundarzt des Kronprinzen, war inzwischen, nebst dem Herzog von Anmale und dem Herzog von Montpensier herbeigekommen. Nachdem dieser Arzt den Zustand des Verwundeten untersucht hatte, sagte er mit trauriger Stimme, er finde denselben gefährlich. Alle Umstände vereinigten sich um die traurige Ahnung einer Ergießung des Blutes ins Gehirn zu bestätigen. Jeden Augenblick nahm das Uebel zu. Nicht einen Moment war der Prinz zu sich gekommen. Einzelne in deutscher Sprache ausgesprochene Worte, ließen Besserung hoffen, doch bald verschwand die Hoffnung wieder. Die Mitglieder des Ministerrathes, die sich in den Tuilleries versammelt hatten, wurden von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt und eilten herbei, so wie mehrere Generale. Als um 2 Uhr das Uebel bedeutend zugenommen hatte, so wurde die Herzogin von Nemours herbeigerufen, die in Neuilly geblieben war. Sie mißachte ihre Thränen mit denen aller Anwesenden. Die Königin und die Prinzessinnen knieten um das Bett des Sterbenden her. Der König beobachtete unbeweglich im tiefsten Schmerze die Fortschritte des Uebels.

Außerhalb des Hauses vermehrte sich die Menge von Augenblick zu Augenblick. Die Geistlichkeit von Neuilly war auch auf königlichen Befehl herbeigekitt.

Durch die Wirkung starker Arzneimittel verlängerte sich der Todeskampf des Prinzen.

Das Leben zog sich zurück, doch langsam und nicht ohne gegen die Zerstörung zu kämpfen, die so hohe Jugendkraft vernichten sollte. Einen Augenblick schien das Athemholen freier, der Puls schlug wieder fühlbar und man hing an zu hoffen. Vergebens! Um vier Uhr zeigten sich alle Symptome einer nahen Auflösung, und um halb 5 Uhr verschied er in den Armen seines Vaters unter dem Weheklagen aller Anwesenden.

Bald darauf wurde sein Leichnam auf eine Sänfte gelegt und mit einer weißen Hülle überdeckt. Um 5 Uhr machte sich der Leichenzug auf. Eine Kompagnie des 17ten Regiments stellte sich in Reihe und Lied auf und diente so dem Todten, den sie in Afrika bei manchem Treffen bewundert hatten, zum Geleite. Der General, Lieutenant Arhain ging vor der Sänfte her, welche vier Unteroffiziere trugen. Zu Fuße folgten dem Leichnam der König, die Königin, die Prinzessin Adelheide, die Herzogin von Nemours, die Prinzessin Clementine, die Herzoge von Anjou und von Montpensier. Ihnen schlossen sich der Marschall Soult, die Minister, der Marschall Gerard, die Offiziere des Königs und der Prinzen und die ganze Menge der Anwesenden an. Dieser Leichenzug gieng durch die Eingangsallee von Sablonville, zog die alte Straße von Neuilly und durch den königlichen Park hin, bis zur Kapelle des Schlosses, wo die königliche Familie am Altare niederkniete und alsdann die theure Leiche dem Schutze des Allerhöchsten überließ. Um 7 Uhr Abends, wurde ein Ordonnanz-Offizier des Kronprinzen und der erste Arzt desselben nach Plombieres gesendet, woselbst die Herzogin von Orleans eine Badekur zu machen gedachte. Die Herzogin von Nemours und die Prinzessin Clewentine, von Madame Angélot und dem General-Lieutenant Rumigny begleitet, machten sich ebenfalls nach Plombieres auf, um der Herzogin von Orleans Briefe des Königs und der Königin einzuhändigen. Auch an den Herzog von Nemours wurde ein Kurier abgedorrt, so wie zugleich Befehl ertheilt wurde, von Toulon ein Dampfboot nach den Küsten von Sizilien abgehen zu lassen, um den Herzog von Joinville, der unter den Befehlen des Admirals Huon dient, von dem traurigen Vorfalle in Kenntniß zu setzen. Schon den 14ten kannte man in Plombieres den Tod des Prinzen; aber die Vorsicht rief

den Behörden an, die Gattin desselben darauf nach und nach vorzubereiten. Daher man eine daselbst verfertigte Depesche derselben vorlegte, worin bloß von einer schlammen Krankheits des Herzogs die Rede war. Sogleich wurden Anstalten zur Abreise getroffen. In der Nacht begegnete man der Eilkutsche, welche den Hrn. Kommandanten Bertin nach Plombieres führen sollte. Dieser wurde von der Prinzessin nach dem Befinden ihres Gemahls gefragt und auf sein Schweigen hin, rief sie mit herzzerreißendem Tone aus: Oh, ich verstehe Ihr Schweigen! Er ist todt! In Mirecourt nahm sie der Wagen auf, worin die Herzogin von Nemours und die Prinzessin Clementine saßen. In Neuilly umarmten sie der König und die Königin unter tausend Thränen. Darauf führte man ihr die zwei jungen Prinzen, ihre Kinder zu, welche sie krampfhaft an ihr Herz drückte und mit Thränen benetzte. Der Graf von Paris wünscht oft sein Väterchen zu sprechen und steht mit Erstaunen daß seine Worte die Mutter stets zu Thränen rühren.

Der Leichnam des Herzogs von Orleans wurde den 30. Juli mit dem größten Pomp von Neuilly nach der Kirche Notre-Dame in Paris gebracht und der Sarg unter dem Trauergestülpe des Chores aufgestellt. Den 31. Juli, den 1sten und 2. August wurde das Publikum zugelassen und die Kirche von vielen tausend Lichtern erleuchtet. Den 4ten hatte die Todtenfeier statt und den 5ten wurde des Kronprinzen Leichnam zu Dreux in der Familiengruft der Orleans'schen Familie mit einer Feierlichkeit, wie man deren nur bei dem französischen Volke zu sehen gewohnt ist, beigesetzt. Hr. Aubert, Direktor des Conservatoire de musique, komponirte die Seelenmesse, und den Leichenmarsch Hr. Halevy Direktor der Musik des Kronprinzen.

Das Nothwendige und das Ueberflüssige.

(Fortsetzung.)

Nun sahe sich der glückliche Adam im Besitze des kostbarsten Schazes, des Weibes, welches er liebte. Gewiß wird er sich nun nie mehr beklagen, gewiß besitzt er jetzt alles Nothwendige. Indeß hatte die schöne Asell kaum den Fuß in sein Haus gesetzt, als sie vor Entsetzen zurückschauderte, und ausrief: „Großer Prophet! wohin führst Du mich,

dieses Haus soll ich bewohnen? Wie Unglücklicher, für Dich hast Du also ein Weib gekauft, welches für das Serail des Reichsten und Mächtigen eine Zierde wäre! Ich soll die Sklavin eines Elenden seyn, der nur ein finstres Loch hat, mich aufzunehmen. Sage doch, wie konntest Du die zweitausend goldne Denars für mich bezahlen? Du hast sie gewiß gestohlen? — Ach! antwortete Adambai, diese zweitausend Denare machten mein ganzes Vermögen aus, und ich gab sie hin, um Dich zu besitzen. Doch beruhige Dich, wir werden zwar nicht reich seyn, wir werden zwar nicht im Ueberfluß schwelgen, aber wir werden doch das Nöthige haben.“

Adambai irzte sich, denn er hatte nur eine Drachme des Tages für sich allein zu verzehren, und nun sollten zwei Personen davon leben. Er machte diese Bemerkung etwas zu spät. Er mußte auf die nächste Erscheinung seines Schutzgeistes warten, und acht Tage vergehen dem Armen, dem Unglücklichen, langsam. Indessen bereitete er selbst das karge Mahl, das er nun zu theilen gezwungen war. Asselt verweigerte, Nahrung zu sich zu nehmen, und weinte immer fort. Ein Weib, so jung, so schön, durch ihre Talente und Schönheit dazu geschaffen, im Serail eines Sultans, oder wenigstens eines Weisers, zu glänzen, war zur Sklavin eines gemeinen Handwerfers herabgesunken.

Dieser Gedanke empörte ihr Innerstes, und wenn ihr der arme Adambai die Schüssel mit Reis vorhelt, den er selbst bereitet hatte, so stieß sie ihn mit der äußersten Abneigung von sich. Sie konnte auf diesen harten Stühlen nicht sitzen, und das Bett, welches der arme Adambai so vortrefflich fand, war für sie das schlechteste aller Betten. Auch war es wirklich ein wenig unbequem für zwei Personen, denn Adambai hatte es nur für sich allein verfertigt lassen. Wenn der arme Junge von seiner Liebe zu sprechen anfieng, so wandte Asselt die Augen voll Abscheu von ihm, und sprach: „Wie kannst Du es wagen, in diesen gemeinen, Abscheu erregenden Lumpen vor mir zu erscheinen? Du giebst vor, einen Schutzgeist zu haben, der dich immer mit dem Nothwendigen versehen, glaubt er denn es sey übersüßig, sich anständig zu kleiden? Auch ich Unglückliche werde mich bald in die traurige Nothwendigkeit versehen sehen, mich in so grobe Kleider zu

glänzte ich jetzt schon in den reichsten Stoffen Indiens! Urheber meiner Qualen, du forderst, daß ich Dich lieben soll, da ich Dich doch nur aus ganzer Seele hassen fann.“ — Diese Reden betrübten Adambai sehr, und er fühlte sich hundertmal unglücklicher, als er es zur Zeit seiner größten Armuth war.

Die acht Tage waren indessen verfloffen, und der Genius erschien. Adambai stog ihm entgegen, und sprach mit Bitterkeit: „Du hast mir das Nothwendige versprochen, und nun bin ich der unglücklichste aller Menschen. — Wie? antwortete der Genius mit Staunen, gab ich Dir nicht Alles was Du verlangtest? — Ja, gewiß, die Schuld liegt nur an mir. Ich glaubte das Nothwendige bestehe nur in sehr Wenigem, und ich habe mich betrogen. — Laß sehen, erkläre Dich! Du hast mir erlaubt ein Weib zu nehmen, weil Du es für nothwendig erachtetest. Ich hatte eine Drachme des Tages zu verzehren, da ich allein war, und nun ist doch die Ausgabe doppelt. Wenn es nothwendig war, daß ich mir ein Weib nahm, ist es nicht auch nothwendig, daß ich ihr zu leben gebe? — Sehr nothwendig. — Nun wohl! an, die meinige will weder trinken noch essen, noch schlafen, der Gram benimmt ihr jede Lust dazu, wie mir. Die Speisen, welche ich ihr vorsetzen kann, und mit welchen ich mich begnügte, sind viel zu schwer für einen so delikaten Magen, wie der ihrige ist. Das was nothwendig war für mich, ist nicht nothwendig für sie. Aber da ich sie nun einmal gefaßt habe, und sie mehr liebe als mein Leben, ist's nothwendig, daß ich ihr das Nothwendige verschaffe. — Nichts ist billiger, erwiederte der Genius, wie viel glaubst Du des Tages zu gebrauchen, um ihr das zu verschaffen, was sie nöthig hat? — Ich habe das alles noch nicht so genau berechnet, aber ich glaube mit zwei Tomans des Tages würden wir Beide leben können, ohne Ueberfluß zu haben. —

Wohl, wenn Du nichts bedarfst als dieses, antwortete der Genius, hier sind 16 Tomans für die folgenden 8 Tage; wenn diese Zeit verfloffen ist, werde ich Dich wieder sehen, um zu untersuchen, ob Dir noch etwas zum endlichen Besitze des Nothwendigen mangelt, das ich Dir geben will.“

(Die Fortsetzung künftiges Jahr.)

Der Eisensarg.

(Mit einer Abbildung.)

Hoch auf den, das Meer überragenden Felsenblöcken des Scylla (ein im Alterthume berühmter, in der Meerenge von Sizilien, dem Schlunde Charibdis gegenüber gelegener Felsen), stand das feste Schloß des Prinzen Tolsi, von dessen Thürmen man halb Sizilien überschauen konnte. Während des blutigen Krieges des Mittelalters und der grimmigen Verfolgungen einzelner mächtiger Geschlechter gegeneinander, diente es oft zum Gefängnisse für diejenigen, denen ein bedeutendes Lösegeld Hoffnung zur Freiheit ließ. Aber es gab auch Kerker hier, deren Pforte sich nur dem zum langsam qualvollen Tode Bestimmten öffnete, um ihn auf ewig dem Auge der Welt zu entziehen, und so den glühenden Rachedurst eines Italieners zu befriedigen.

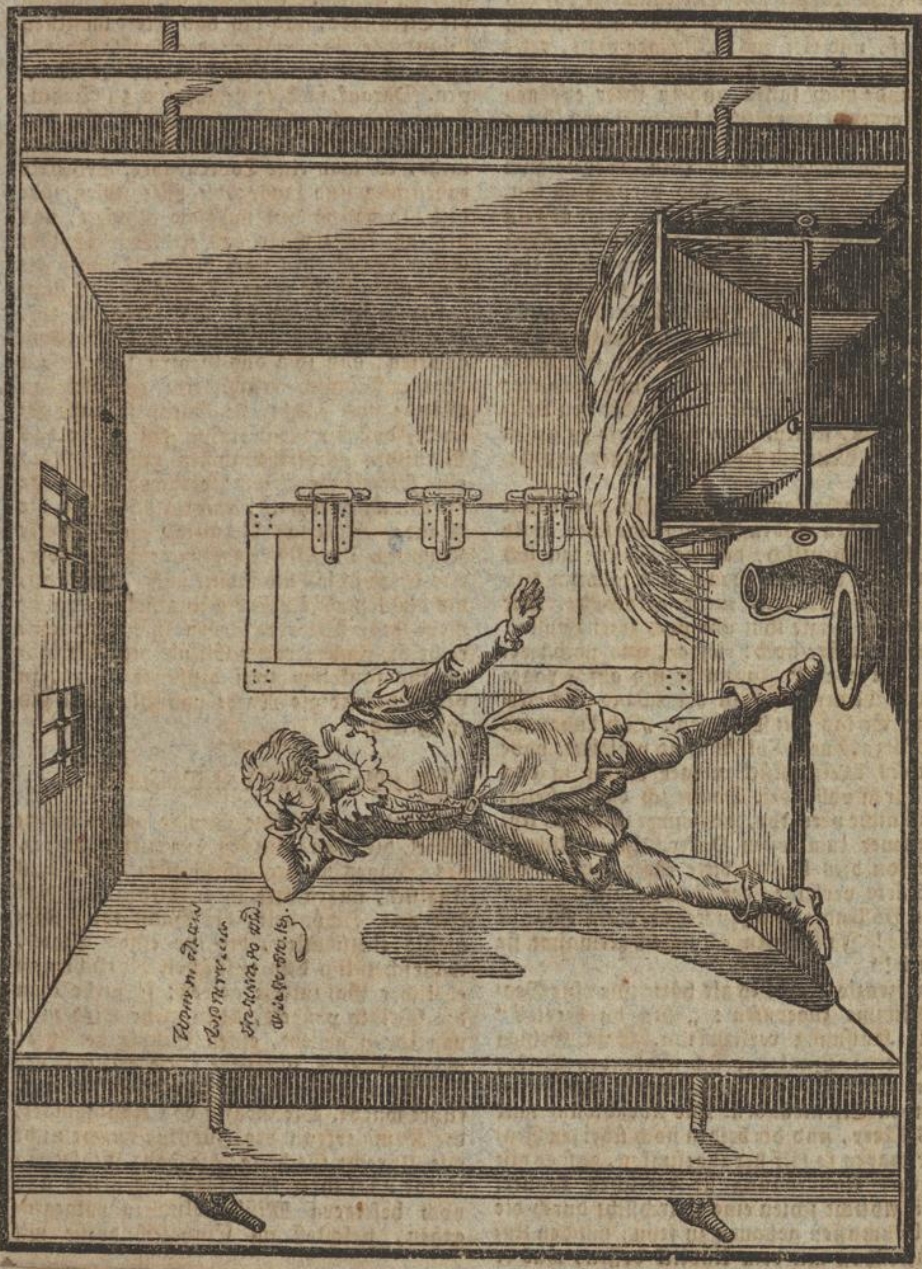
Vicenzio, dessen Kühnheit in der Schlacht, dessen Großmuth Neapel mit Stolz erfüllten, war in die Hände seines erbittertsten Feindes gefallen. Er war ein Gefangener Tolsi's, und schmachtete in einem der Kerker, die auf der höchsten Felsenspitze ein mächtiger Felsen umschloß. Er hatte beinahe das Ansehen eines großen Käfigs, denn Decke, Fußboden und Wände bestanden aus geschlagenen Eisenplatten, die kunstreich in einander gefügt, das Ansehen einer einzigen ununterbrochenen Fläche gewährten. Oben an der Decke waren sieben Fenster angebracht, die Luft und Licht in den Kerker ließen. Eine eiserne Bettstelle mit Stroh gefüllt stand in einer Ecke, neben dieser ein Gefäß mit Wasser und eine Schüssel mit schlechter Kost. Selbst Vicenzio's furchtlose Seele schreckte vor diesem Aufenthalte zurück. Und als die Henkersknechte die Thüre drei Mal verschlossen hatten, so erfüllte ihn der schreckliche Gedanke: „Du hast dein Grab bereitet! Wie wirst du wieder ein menschliches Antlitz schauen! Zu entkommen dürftest du nicht hoffen; die Freiheit von seinem Todsfeinde erwarten, wäre Wahnsinn gewesen. Sein schneller Tod war Tolsi's Wille nicht, sonst hätte er ihn hinrichten lassen. „So sollst du, rief er aus, eines langsamem, berechneten Todes sterben, des Hungertodes wahrscheinlich, der nur dann erfolgt, wenn der letzte Lebensfunke dem pulsirenden Körper

entfliehet, nachdem der Geist schon tausend Mal gestorben ist.“

Es war Abend als er seinen Kerker betrat, und bald hüllten die Schatten der Nacht ihn ganz in Dunkel ein. Alles um ihn blieb still; die Einsamkeit der Wüste, des Grabes Schweigen ist nicht so tief, so still als die Schwüle der Luft, die ihn umgab. Das Herz sank ihm, doch genoß er auf seinem Strohlager einige Stunden Schlaf. Des Tages Licht zeigte ihm, daß der Wasserkrug, den er beim Einschlafen neben sein Bett gestellt hatte, nicht nur eine andere Stelle, sondern auch eine andere Form habe. Ebenso die Schüssel, in der jetzt bessere Speise lag als gestern. Auch hatte er gestern sieben Fenster gezählt, und jetzt fand er nur sechs. Jemand mußte in der Nacht bei ihm im Kerker gewesen seyn? Aber wie konnte die mächtige Eisenthüre so lautlos geöffnet werden, ohne seinen unruhigen Schlaf zu stören?

Drückend gieng der Tag vorüber; doch ein Hoffnungsstrahl hob seine Brust, vielleicht das Befehl zu belauschen, das ihm in der vorigen Nacht andere Speisen gebracht hatte, und von dem er vielleicht Gewißheit über sein Schicksal erhalten konnte. Die Nacht kam. Vicenzio wachte. Der Morgen kam, und er sah sich getäuscht. Neue Speisen standen da, und der Fenster waren nur noch fünf. Vergebens quälte er seine Vernunft mit dem Warum? Die Eisenthüre war nicht geöffnet worden, denn ein Strohhalm lag noch so an der Thüre, wie vorigen Abend, was nicht möglich gewesen wäre, wenn sie sich geöffnet hätte. Es mußte also an den Wänden eine Oeffnung seyn, durch die ihm Wasserkrug und Speisen hingestellt worden waren. Er untersuchte sie genau und keine Fuge konnte er entdecken. Sein Kerker schien ihm kleiner geworden zu seyn. Mit Ungeduld erwartete er die nächste Nacht, und verwahrte sich gegen den Schlaf durch Hin- und Hergehen. Gegen Morgen bemerkte er eine Bewegung des Fußbodens, die eine Minute dauerte, fühlte einen kalten Luftstrom, und stürzte auf die Seite, von der er zu kommen schien, stolperte aber über etwas, das er für seinen Wasserkrug hielt. Der neue Tag zeigte ihm nur noch vier Fenster, die Decke hatte sich gesenkt und die Wände waren um so viel näher gerückt, als der Raum zwischen den drei verschwundenen Fenstern betragen konnte. Jetzt wurde es ihm deutlich, daß eine

Schon taufen
 Kerker betra
 der Nacht ist
 an blieb frist
 des Grabes
 will als die
 in. Das Hen
 nam Einig
 Les Tages
 frug, das er
 Zeit gefühl
 De, sonder
 Ebenso die
 tise lag ab
 den Fenst
 sechs. Zu
 im Kerker
 die müch
 er werden,
 idren?
 Der; doch
 uft, viel
 som ta
 gedraht
 demißheit
 ante. Die
 Morgen
 ein Spei
 aren wie
 eine Bes
 schenbüre
 in Stroh
 te vorger
 en wäre,
 ußte also
 on, durch
 hingefeg
 genau und
 ein Kerker
 Mit Un
 acht, und
 urch Hin
 emer tee er
 e eine W
 uft from
 er zu som
 ab, das er
 neue Tag
 die Decke
 waren um
 in wisthan
 betragen
 , daß eine



Nicht im Kerker
 das man
 die man so
 was so
 was so

Der Eisenfarg.

teuflische Körper und Seelenmarter auf ihn lauerte. Nach dumpfem Hindrücken sprang er auf, und rief aus: „Ewiges Gott, rette mich! Die Decke wird sich senken, die Wände mich fassen und in ihrer eisernen Umarmung zermalmen! Teufel von Menschen, ist das eure Rache!“ Fürchterliche Vermünschungen gegen Dolzi, Gebete zum Himmel um schnellen Tod beruhigten ihn. Seit sechs und dreißig Stunden hatte er kein Auge geschlossen. Hierig trank er den Krug aus, verschlang die Speisen und schlief ein. Aus dieser Letzargie erwachte er den kommenden Mittag, und seine Augen sahen der Fenster noch drei. Was er gefürchtet, sollte sich also verwirklichen. Fest war sein Vorsatz, diese Nacht zu wachen, und wenn er abermals die leise Bewegung oder den Luftszug spüre, seinem Jammer Worte zu geben und das Mitleid seiner Verfolger anzuflehen.

Die Nacht kam. Er legte sich der Länge nach auf den Boden hin, und lauschte. Bald fühlte er deutlich, daß der Fußboden sich unter ihm bewege. Da schrie er laut um Hilfe, bis er es nicht mehr vermochte. Der neue Tag zeigte ihm nur noch zwei Fenster. „Zwei Fenster noch! rief er, und noch zwei Tage zu leben!“ Indem er sich auf's Lager warf, bemerkte er an der Wand Schriftzüge. Er las mit Entsetzen: „Ich Ludowico Sforza, durch Dolzi's Gold verletzt, habe dieses Meisterstück meiner Kunst in drei Jahren vollendet. Damit ich das Geheimnis nicht verrathe, bestimme ich das Ungeheuer zum ersten Opfer. Unglücklicher, der du dies liest, bitte Gott, daß er dir Stärke verleihe, der Rache Dolzi's in dieser Höllenmaschine zu stehen. Dein Ende ist nahe! In einigen Stunden zermalmt sie dich!“

Wizenjo schlen es als hätte ihm eine Graßbestimme zugernfen: „Bist du bereit?“ Alle Hoffnung verließ ihn. Sein Gehirn fühlte die Qual der sich senkenden Decke; sein Gebirn brach zwischen den sich schließenden Eisenwänden. Die Abendsonne sank ins Meer, und die beiden noch übrigen Fenster waren so tief herabgesunken, daß er mit einiger Anstrengung sie erreichen konnte. Mit Absicht schien eine Durchsicht durch die Felsenmassen gehauen zu seyn, um den Unglücklichen mit dem Anblick dessen, was er

her zu quälen. Wizenjo flammerte sich an die Eisenstäbe, und sah das Meer im stillen Glanz der Abendröthe; der sanfte Abendwind kühlte ihm die Fiebergluth der Wangen. Darauf sank er bemüßlos zu Boden. Beim Erwachen sah er nur noch ein Fenster, das letzte, und sein Lager war kein Bett mehr, es war eine Todtenbahre. Er betete inbrünstig und lange; die Luft schien ihm dick, so daß er nur mühsam athmete, und die erstickende Enge des Kerkers ließ ihm weder für Stehen noch Liegen Raum's genug. Sein Geist erlag. Da schlug das Läuten einer Glocke an sein Ohr. Er fuhr auf. Der Schlag war so gellend und schrillend gewesen, daß ihm das Gehirn zu erzittern schien. Plötzlich erschütterte ein Krachen Wände und Decke, sie waren so nahe gedrückt, daß nur noch einige Zoll näher das Vernichtungswerk beginnen mußte. Noch eine schreckliche Stunde verging, da tönte die Glocke abermals, abermals krachten die Wände. — Da lag Wizenjo, ein formloser Klumpen. Die Glocke schlug dröhnend fort, das Eisen schloß sich immer näher und näher, bis das letzte Nöcheln des Unglücklichen nicht mehr gehört wurde. Neben ihm stand aufrecht die flachgedruckte Eisenbahre, und hinter ihr funkelten zwei glühende Augen, in denen befreidigte Rache und Blutdurst sich spiegelten.

Die Prinzessin von Wolfenbüttel.

Charlotte Christine Sophie von Wolfenbüttel, die Gemahlin des Zarewitsch' Alexei, des Sohnes Peters des Großen, hatte das Unglück, ungeachtet ihrer Lebenswürdigkeit und Schönheit, die Gunst ihres Gemahls einzubüßen, der ihr eines Tages, wahrscheinlich dem russischen Sprüchworte ehelicher Galanterie getreu: je mehr man die Weiber prügelt, desto mehr wird man von ihnen geliebt, einen Schlag verfezte, wodurch eine unzeitliche Niederkunft der Fürstin mit einem toden Kinde herbeigeführt wurde. Die Gräfin von Königsmark, die Kammerfrau der Fürstin, welche nicht mit Unrecht fürchtete, die hohe Gebieterin werde nach ihrer Genesung nur neuen und noch heftigern Mißhandlungen entgegengehen, beschloß im Einverständnisse mit

derselben, sie für gestorben auszugeben.
 Der Zaremisch, dem man keine angenehmere
 Neuigkeit hinterbringen konnte, legte sofort
 Trauer an und mit ihm trauerten alle Höfe
 von Europa. Inzwischen war es der Prinz-
 zessin gelungen mit einem alten Diener, der
 sich für ihren Vater ausgab und einer weib-
 lichen Begleiterin nach Amerika zu entkom-
 men. Während sie in dieser Zurückgezogenheit
 zu Louisiana lebte, wurde sie von einem
 Officier, Namens d'Auband, erkannt, der
 sich erinnerte, sie in Rußland gesehen zu ha-
 ben, und ihr seine Dienste anbot. Bald
 darauf traf die Nachricht von dem Tode des
 Zaremisch ein, welchen sein Vater von
 einer Flucht nach Weisreich und Rapel zur
 Rückkehr bewog, indem er ihm Verzeihung
 verhielt; dessen ungeachtet aber vor ein Ge-
 richt stellen ließ, das ihn zum Tode verur-
 theilte. Das Urtheil wurde dem Prinzen
 öffentlich verkündet und er starb Tags darauf
 (7. Juli 1718) an den Folgen der Nerven-
 erschütterung, welche er dadurch erlitt,
 sagten die Einen; an Gift oder durch Eisen,
 behaupteten Andere¹. D'Auband erbot sich
 die Fürstin nach Rußland zurück zu führen.
 Allein diese fühlte sich glücklicher in ihrem
 neuen Leben, und erklärte ihren Entschluß,
 nicht mehr zu dem trügerischen Glanze des
 Hofes zurückkehren zu wollen. Während
 dieser Zeit starb ihr alter Diener, und da sie
 so ohne Beschützer war, bot ihr d'Auband,
 der schon so viele Anhänglichkeit für sie be-
 wiesen hatte, seine Hand. Die Fürstin will-
 ligte ein, und wurde die Gemahlin eines
 Lieutenant's, sie, die bestimmt war eine kai-
 serliche Krone zu tragen. Indeß hatte sie
 nicht Ursache ihre zweite Ehe zu bereuen.
 Glücklich durch die Liebe eines Mannes von
 ihrer Wahl, lebte sie in ununterbrochenen
 häuslichen Freuden zehn Jahre, ohne einen
 Wunsch nach dem glänzenden Elende ihres
 früheren Standes zu empfinden. Allein
 d'Auband's Gesundheitsumstände machten
 einen Wechsel des Klimas notwendig;
 sie schifften sich nach seinem Vaterlande ein,
 wo er bald unter Frankreich's mildem Him-
 mel wieder genas. Hier bewarb sich d'Au-

band um eine Anstellung auf Isle de France
 (afrikanische Insel) und wurde dahin als
 Major geschickt. Bevor er jedoch mit seiner
 Gemahlin Frankreich wieder verlassen konn-
 te, wurde die Fürstin dem Marschall von
 Sachsen bekannt, und dieser erfuhr aus
 ihrem eigenen Munde die Geschichte ih-
 rer Abentheuer, wovon er König Ludwig
 XV in Kenntniß setzte. Letzterer beauf-
 trugte den Marineminister, dem Statthalter
 von Mauritius (Isle de France) den
 Befehl zu ertheilen, Herr und Frau d'Au-
 band mit aller nur möglichen Aufmerksam-
 keit zu behandeln. Diesem Befehle wurde
 pünktlich nachgekommen, und so lebte die
 Fürstin zufrieden und glücklich auf dieser
 Insel bis zum Jahr 1747, wo ihr geliebter
 Gatte starb. Sie kehrte hierauf nach Paris
 zurück, wo sie in einem hohen Alter mit
 Tode abging.

Ein Zug aus dem Leben eines großen Dichters.

Es mag mehrere Jahre seyn, erzählt die
 Contemporaine, als ich in einem Kaf-
 seehause der Vorstadt Saint-Germain einen
 Bekannten aufsuchte. Ein Mädchen kam he-
 rein und sprach unter häufigen Thränen mit
 der Wirthin. Diese gieng hinaus und trat
 bald darauf wieder in das Zimmer, von tiefer
 Nührung ergriffen, wie es schien. Eine arme
 Wittve mit drei Kindern war von ihrem
 Miethsherrn aus dem Hause getrieben wor-
 den. Es waren nur wenige Gäste in dem Kaf-
 seehause, alle aber rührte das Schicksal der
 unglücklichen Wittve, und alle schimpften
 auf den unbarmherzigen Gläubiger. Wäh-
 rend die Wirthin fortgieng um einige Klez-
 dungsstücke für die arme Familie zu suchen,
 die mit Zurückhaltung aller Effecten aus
 dem Hause gestossen worden war, hörte man
 aus dem Munde aller Gäste folgende Worte:
 „Der Hausbesitzer ist ein Unmensch! — Eine
 Wittve und Familienmutter! Welche
 Grausamkeit! — man muß ihr zu Hilfe kom-
 men! Kurz man erhitzte sich mit großmü-
 thigen Worten, bis das Mitleid abgekühlt
 war. So wahr ist es daß unsere ersten Ent-
 schlüsse weit besser sind als wir selbst. Als
 man hörte daß die Unglückliche drei Monate
 Mlethzins schuldig sey, schüttelte man die
 Köpfe. Das riecht nach übler Ausführung!
 Ist es auch wahr? Man wird oft angeführt!

¹ Was konnte Peter den Großen zu solch un-
 menschlicher That verleiten? werden die geneigten
 Leser fragen. Seine traurige Gewisheit, das Nie-
 senwerk, welches er aufgebaut hatte, durch diesen
 Sohn, der Abneigung gegen den Vater und dessen
 Neuerungen hatte, zerstört zu sehen.

Genug die Großmuth war bald in Worten verrauht. Indes sah die Wirthin ihren Knaaben, den sie zu der Wittwe geschickt hatte, mit dem Gelde und den Kleidungsstücken zurückkehren. Er war zu spät gekommen; man hatte ihm am Hause gesagt, vor einer Viertelstunde sey ein Herr da gewesen, der Alles bezahlt und die Familie in einem Fiaker fortgeführt habe. Am andern Morgen kam die Wittwe selbst und erzählte der Wirthin, daß der unbekannte Herr nicht allein die schuldige Miete bezahlte, sondern sie auch mit ihren Kindern in ein anständiges Logis gebracht, und für sie zum Voraus den Wohnzins auf drei Monate bezahlt habe; er habe ihr ferner einen Meister genannt, zu dem sie ihren ältesten Sohn in die Lehre schicken solle und für diesen gleichfalls das Lehrgeld für drei Monate hinterlegt; endlich der Mutter selbst, die außer sich war vor Erstaunen und Dankbarkeit, hundert Franken eingehändigt mit dem Versprechen, er werde ihr Arbeit zu verschaffen suchen. Schließlich verlangte er man möge nicht nachforschen wer er sey, und wenn man ihm begegne, nicht verrathen daß man ihn kenne. Sechs Monate waren seit diesem Worte verfloßen. Die Wittwe hatte Arbeit genug erhalten und lebte mit ihren Kindern glücklich und zufriednen. Eines Tages war das kleine Mädchen, das der Wirthin zuerst die Nachricht von dem Unglück der Mutter gebracht hatte, wieder im Kaffeehause. Die Wirthin erzählte eben die Geschichte von dem unbekanntem wohlthätigen Herrn, und setzte hinzu: „Meinen kleinen Finger wollte ich darum geben, wenn ich wüßte wer der brave Mann gewesen ist! — O! ich kenne ihn gar gut, sagte das Mädchen, er hatte eine so sanfte, sanfte Stimme, als er mit unserer Mutter sprach, und sah immer so durch seine Brille. — Durch seine Brille? rief die Wirthin, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, indem sie ihren Blick auf einen Mann richtete, der mit einer Brille ihr gegenüber saß, und nun wie in sehr dringender Eile den Kellner rief. — Wie habe ich aber auch nicht daran denken können, sagte die Wirthin zu sich selbst. — Ja er ist's! Er war damals da, er saß an demselben Tische! er ist's! — Dabei zeigte sie ihm dem Kinde, das sogleich ausrief: Ja, ja, das ist der gute, gute Herr! Nun erhob sich die Wirthin, um dem guten Herren selbst herauszukommen, in dem sie die Kleine an der Hand führte. Der

Fremde sah freundlich das Kind an, sprach aber kein Wort, und die Wirthin, während sie den Teller von dem Tische nahm, trillerte die Worte:

Au toit du pauvre il répand l'allégresse,
L'opulence il sauve des ennuis.

Er bringt die Freude in des armen Hütte,
Und schützt vor Langeweile den Pallaß.

(Aus Berangers Liedern.)

Die Worte, die Blicke der Wirthin sprachen zu deutlich um nicht verstanden zu werden. Beranger sah sich erkannt, umarmte das Mädchen, grüßte freundlich die Wirthin, und eilte davon. Seit diesem Tage sah man ihn nicht mehr in diesem Kaffeehause, wo man künftig nur deswegen hingehen wird, um sich den edlen Zug erzählen zu lassen aus dem Leben des Sängers des französischen Ruhmes.

Das Banditen-Frühstück.

Im Jahre 1821, so erzählt ein Reisender, ritt ich in einer einsamen Gegend Corsica's einen steilen Pfad hinan. Da wurde plötzlich mein kleines korsikanisches Pferd stutzig; seine Augen funkelten, seine aufgeblasenen Nüstern schnaubten, seine Haare sträubten sich und die Beine gegen den Weg angestemmt schien es eine nahe Gefahr andeuten zu wollen. In der That ließ sich auch im Forste ein Geräusch hören und schnell trat aus dem Gebüsch ein Mann hervor. Obgleich er ein Gewehr trug, was auf allen Wanderungen der unzertrennliche Gefährte eines Korsen bleibt, hatte sein Aussehen doch nichts, was Beforgniß erregen konnte; es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, stämmigen Wuchses. Er trug eine kurze Weste von Ziegenfell, wie jeder korsische Bauer, aber ein Koller von schwarzem Sammt, ein weißes Hemd von Perkal, statt der groben Leinwand, ein Beinleid von selbem Tuche und Halbschleier machten auf eine gewisse Eleganz Anspruch. Ein prächtiges Gewehr mit Doppelläufen, reich mit Silber ausgelegt, diente ihm zugleich als Kesselfock. Nur ein Stück seiner Bewaffnung war mir verdächtig — ein Dolch, der dem Korsen durch die französischen Gesetzge öffentlich zu tragen verboten ist, stach in seinem Gürt. Seine Gesichtszüge waren fein

und zart, seine Haare blond, nur in seinen kleinen grauen Augen, die eine auffallende Beweglichkeit hatten, ließ sich Unruhe entdecken. Er gesellte sich zu mir und schlug ohne weiters denselben Weg ein. Mit vieler Bescheidenheit sprach er von seinem Vaterlande, von der Bevölkerung eines jeden Bezirkes, von der französischen Verwaltung und dem Strafgesetzbuch. Auch über bürgerliche Gesellschaft und Geseze sprach er mit einer Unbefangenheit, die keinen Menschen verrieth, der mit ihnen im Krieg lebte; er scherzte sogar einigemal über die Gendarmen, die auf die Banditen Jagd machen, obgleich zuweilen das gehegte Wild ihnen die Hörner zeige. Inzwischen näherten wir uns Ampriani. Als wir um die Krümmung eines Pfades bogen und die Rauchfänge der ersten Häuser dieses Dorfes dämpfen sahen, warf ich einen forschenden Blick auf meinen Begleiter und wahrte eine ziemlich lebhaftere Bewegung auf seinem Gesichte, seine Augen funkelten und ein Lächeln zuckte um seine Lippen. Er blieb stehen und stützte sich auf seine Flinte. Ich glaubte ihn durch die Frage, ob ein Gendarmerieposten sich im Dorfe befinde, außer Fassung zu bringen. Ein schnelles Zusammenziehen der Augenbrauen und ein mißtrauischer Seitenblick waren die Antwort auf meine Frage. Dann gieng sein Gesicht in einem Lächeln auf und er fragte mich: „Wissen Sie, wer ich bin?“ Nein, erwiderte ich, aber ich ahne es. — Ich bin Galluchio, sagte er, ohne noch einen Zusatz nöthig zu haben; es war der Name des berühmtesten Banditen von Korsika. Sie fürchten sich nicht, fragte er herablassend. „Nein, entgegnete ich, schon lange wünschte ich den berühmtesten Mann von Korsika zu sehen. Da Sie heute, sagte der Bandit sehr freundlich, im Dorfe nicht leicht Bewirthung finden können, so soll es meine Pflicht seyn, Sie zu bewirtheten, falls Sie Lust haben mit einem Manne wie Galluchio zu Tische zu sitzen. „Necht gerne, antwortete ich, und wir setzten unsern Weg fort.

Bald erreichten wir das Dorf; es war kein Sonntag und doch war der große Platz vor der Kirche mit Volk bedeckt; man bemerkte darunter eine gute Anzahl Landgeistliche. Alles drängte sich der Kirche zu. Bald standen wir beide im dunkelsten Winkel des Kirchenschiffes. Die Weiber bekreuzten sich, als sie den Banditen gewahrten, der darauf nicht zu achten schien. Der Chor war schwarz aus-

geschlagen, eine Bahre erhob sich in dessen Mitte und war mit einem schwarzen Tuche überhangen. Alles um diesen Katastroph herflammte, und schien den Tag an Helle überbieten zu wollen, so viele Kerzen waren da aufgesteckt. „Sehen Sie diesen Sarg, sagte endlich mein Begleiter zu mir, es ist der meines Vaters. Seit drei Tagen ist er todt und hat mir und meinem Bruder nichts zurückgelassen als Schulden. Gern hätte man sein Häuschen und seinen magern Garten verkauft, wären daraus nur die Kosten für den Kirchendienst zu erlösen gewesen. Damit die Seele meines Vaters mit dem gehörigen Geleite dort oben ankomme, softe ich folgenden Entschluß: Ich schrieb an alle Geistlichen der Landpfarreien auf zwanzig Meilen in die Runde Folgendes: „Ich Galluchio, Befehlshaber der freien Männer des Sturmbo, thue dem Herrn Geistlichen in N. zu wissen, daß derselbe bei dem Leihengottesdienste, der zu Ampriani für die Seele meines verstorbenen Vaters gehalten werden soll, an dem Tag und der Stunde daselbst sich einzufinden hat, um durch seine Gegenwart und mit seinem Gebete den Gottesdienst zu unterstützen. Würde er sich dessen weigern, dann wehe, wehe! Darunter setzte ich mein Siegel, zwei gekreuzte Dolche, das auf der ganzen Tafel so gut ist als das Siegel eines Königs. Ich schrieb ebenfalls an die Dorfgemeinden und bat, ein jeder möchte, um dem Pfarrer von Ampriani allzu große Kosten zu ersparen, ein halb Pfund Wachs mit zum Opfer bringen. Sie sehen wie gewissenhaft mir dieser Liebesdienst erwiesen worden ist. Immer mehr und mehr richteten sich die Blicke auf den gefürchteten Banditen. Er lächelte und bat mich ihm zu folgen. Wir giengen durch die Menge hin, die uns scheu auswich, und verließen die Kirche. Wir eilten seiner am Ende des Dorfes gelegenen Casa (Häuschen) zu. Wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen, sagte er im Eintreten, so will ich Sie mit einem kleinen Frühstück bewirtheten. Auch die Herren Pfarrer, die sich so weit her bemüheten, sollen einen kleinen Schmaus bekommen, der jedoch nicht nach ihrem Geschmack seyn soll. Wir traten in das Häuschen, das uns eine alte Unverschwandte Galluchio's öffnete. „Drei Jahre sind es, daß ich diese Schwelle nicht wieder betreten habe,“ sagte er, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Das Frühstück

wurde in einer Kammer aufgesetzt, die ein Vorschlag von einer Stube schied, in der eine lange Tafel und weiter nichts zu sehen war. Wir aßen Forellen, Wildpret, Pfannkuchen mit Ziegenkäse und gebratene Kastanien. Bald darauf traten die Geistlichen, in Begleitung des Bruders Galluchio's, in die große Stube, in der Hoffnung einen Leichentrunck zu thun. Was fanden sie? Große mit Wasser gefüllte Krüge und Brod. „Meine Herren, sprach der Bandit zu ihnen, indem ich für Ihre christliche Liebe danke, bitte ich zugleich mit diesem apostolischen Mahle vorlieb zu nehmen. Sie speiseten verdrießlich etwas Brod, und nach einer Viertelstunde war die Stube geräumt. Von dem uns vorgefetzten Wein trank der Bandit mit glierigen Zügen, seine Stirne entwölbte sich, und er sprach: „ich muß Ihnen doch einiges aus meinem Leben mittheilen. Mein Vater ließ mich als einen Thuenichtsgut Abbe werden. Bald zeigte mir das Bergvolk eine gewisse Achtung, und mich würdigte eines der schönsten Landmädchen ihrer Huld. Aber sie war versprochen, und da ihr Bräutigam sich über meine Person einige Anspielungen erlaubt hatte, so schwor ich ihm Rache. Nicht lange darauf begegnete ich demselben auf einem sehr schmalen Fußsteig. Er redete mich barsch an; ich erwiderte noch troßiger. Da hielt er mir die Mündung seiner Flinte entgegen, ich griff in meine linke Tasche — und seitdem begegnete er mir nie wieder. Ein Vetter desselben wollte, nach Sitte des Landes, Recht an mir üben, — ich sendete ihn seinem Verwandten nach. Seitdem führe ich das Leben, das sie kennen. Schon zehn Jahre bin ich wie ein Eber umstellt. Bis jetzt, fuhr er fort, habe ich Ihnen bloß die schlimme Seite meines Lebens gezeigt, ich muß Ihnen auch die Befre zeigen. Und er fuhr fort: „Ein Mädchen aus Ghisoni, das ins Holz gegangen war, wurde von einem elenden, der das Kleid eines freien Bergbewohners trägt, entehrt. Was that der Schwändliche? Er versteckte seine That hinter meinem Namen und drohte, falls man ihn nenne, alles mit Mord und Brand heimszusuchen. — Ich gieng zu dem Mädchen. „Kennst du mich! fragte ich sie. Nein, dich habe ich nie gesehen — und doch klagst du mich an, dich entehrt zu haben? Schildere mir den Wichte, der es gewagt meinen Namen anzunehmen.“ Sie that es. Ich erkannte daraus einen Wilddieb, der nicht Muth hatte

Bandit zu werden. Ich traf ihn, führte ihn nach Ghisoni zu dem unglücklichen Mädchen und in Begleitung der Eltern beider, zum Maire und von da zum Geistlichen, die beide von gewissen Förmlichkeiten sprachen, welche beobachtet werden müssen, bevor eine Trauung statt haben könne. Ich schützte meine Willen und meine Flinte vor, und Obrigkeit und Geistlichkeit gaben nach. Die Trauung wurde vollzogen. Des Mädchens Eltern dankten mir. Darauf gebot ich dem jungen Gatten mir zu folgen — kurz das Mädchen war an dem nämlichen Tage Braut, Gattin, Wittwe und erbte Alles, was die Gerechtigkeit ihr von dem Nachlaß ihres Mannes übrig ließ. Seitdem hat Niemand mehr Lust gezeigt, sich den Namen Galluchio anzumaßen.“

Vielleicht hätte der Bandit mehr noch erzählt, wenn nicht ein Knabe an dem Häuschen sich gezeiget, und den Namen Gensdarme gerufen hätte. Galluchio blickte über meine Schultern hinaus und erspähere denselben sogleich. Ich kenne ihn, sagte er ohne außer Fassung zu kommen, es ist der Brigadier von Corte, wir haben ein Wort mit einander zu reden. Bei diesen Worten drückte er seinem Bruder und mir die Hand, und einen Augenblick darauf war er aus unserm Gesichte entschwunden. Am andern Morgen kam ich frühzeitig nach Corte, eben als man besagten Brigadier mit zerschmettertem Arme dahin brachte.

Bald darauf ergieng im ganzen Canton ein allgemeines Aufgebot. Galluchio war nicht mehr zu finden. Bei Zeiten davon in Kenntniß gesetzt, und da er sich gegen einen solchen Sturm nicht Mannes genug wußte, hatte er bei einigen Freunden Geld aufgenommen, um seine Reise zu bestreiten, und war nach Orichenland gegangen.

Uneldoten.

Ein Bedienter bat seinen Herrn, der ein geheimer Kleggs und Domainenrath war, ihm eine erledigte Thorschreiberstelle zu verschaffen. „Der Dienst ist schlecht, sagte der Herr, du hast es besser, wenn du bei mir bleibst. — Um Vergebung,“ antwortete der Bediente, wenn ich als Thorschreiber die Augen des Tages nur einmal zumache, so bringt mir das mehr, als wenn ich sie bei Ihnen die ganze Woche lang offen halte.“

Zwei lustige Herrn gingen im September auf dem Felde spazieren, und fanden am Wege einen Bauer sitzen, welcher ganz weiße Haare hatte. Sie fragten ihn spottend: „Ob auf dem Berge schon Schnee läge? — Freilich muß es dort schon Schnee geben, sagte der Bauer, weil sich das Rindvieh bereits auf die Ebene heruntergezogen hat.“

Ein ***scher Offizier stoh einen Tag vor einer blutigen Schlacht über die Gränze nach Italien. Im Rapport ließ es: Lieutenant X ist in das Land der Feigen gestochen.

Ein berühmter Mann kam als Gast auf das Schloß des Freiherrn von M. Letzterer befahl seinem Bedienten, alles Silber auf den Tisch zu setzen, was er besitze; und als man zum Mittagsmahl ging, siehe — da lagen um die silberne Suppenterrine auch die 28 silbernen Spornen des Freiherrn.

Ein Ländchen seufzte unter der Last schwerer Abgaben. Ein fast ganz verarmter Bauer hatte den Muth, dem Souverain auf der Jagd in den Weg zu treten. „Er. Durchlaucht, sprach er, Ihr Fürstenthum stellt das umgekehrte Leiden Christi dar. — Wie das, fragte der Fürst verwundert. — Et nun, erwiederte der Bauer; im Leiden Christi stirbt Einer für Alle; in Ihrem Lande aber sterben wir Alle für Einen.“

Es wurde einem Delinquenten freigestellt, sich eine Todesart zu wählen. „O! meine Herren, sagte er, so lassen sie mich denn vor Alters sterben.“ Dieser Einfall rettete ihm das Leben.

Auflösung der Räthsel im vorigen Kalender.

- 1) Dkultren. — Pokultren.
- 2) London.
- 3) Hund. — Mund. — Hund. — Hund. — Sund. — Und.

Einige andere Räthsel.

- 1) Ich kriech' still umher,
Setz' einen Fuß voran,
Und wist', daß kein Feiueur
Mich dann entbehren kann.]
- 2) Fünf Zeichen — und zur Sonne empor
Hebt mich der Flügel lähner Schwung;
Auch stüß' ich manches Heldenchor
Zum Sieg oft mit Begeisterung;
Ein Zeichen vor — und meine Hand
Berichafft von Drath ein spiß'ges Ding,
Das längst in Stadt und Dorf bekant,
Sein Daseyn für das Weib empfing. —
Dies Zeichen weg, ein T dafür,
Was deinem Werke oft gebracht,
Zeigt er mit stolzer Ungebühr!
Doch besser machen — kann er's nicht.
- 3) Die beiden Esken sind des Frühlings Kinder,
Des Sommes Schmuck, des Herbstes Zier,
Die letzte Solbe nennt uns ein gesüaelt Ehier,
Das niemals fliegt, allein geschwinde
Als manches schnelle Ross der Britten springt,
Ein Ehier, das schwer gezähnt, und wild,
Mit Steinen oft den Magen füllt,
Und glühende Kohlen selbst verschlingt.]
Das Ganze kostet wenig Geld,
Du sammlest es in Wald und Feld.
- 4) Mein Haar stand sonst empor auf meinem
Haupt,
Es war begränzt mit jungem Laub,
Jetzt kehrt es sich, ganz seines Schmucks beraubt
Demüthig nach der Erd', und kriecht im Staub.

Genealogie der könlgl. Familie in Frankreich, und Alter anderer Regenten.

Ludwig Philipp I, König der Franzosen, geboren den 6. Oktober 1773; vermählt zu Palermo, den 25. Nov. 1809, mit Maria Amalia, Prinzessin Weider Sizilien; geb. den 26. April 1782. — Kinder aus dieser Ehe: Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich Roselin, Kronprinz, Herzog von Orleans; geboren zu Palermo, den 3. September 1810, gestorben den 13. Juli 1842. Vermählt mit Helena v. Mecklenb. Schwerin. (Aus dieser Ehe: Ludwig Philipp Albert, Kronprinz, von Orleans, Graf von Paris, geb. den 24. Au-

gust 1838, und Robert Philipp Ludwig Eugen Ferdinand von Orleans, Graf von Chartres, geboren den 9. November 1840.) Ludwig Karl Philipp Raphael von Orleans, Herzog von Nemours; geboren zu Paris, den 25. Okt. 1814. Vermählt mit Viktoria von Sachsen-Gotha, den 27. April 1840. (Aus dieser Ehe: Graf von Eu, geb. den 28. April 1842.) Franz Ferdinand Philipp Ludwig Maria von Orleans, Prinz von Joinville, den 14. August 1818.